C

Sammlung der sämtlichen Schriften, von Hrn. C. F. Gellert.

Erster Theil

enthaltend

Leben der Schwedischen Gräfinn von G***.

Fabeln und Erzählungen.

Gellert, C[hristian]
F[ürchtegott].

K.

Wien 1765: Trattner.

Leben

der

Schwedischen

Gräfinn

von G---.

MDCCLXV.

Leben
der
Schwedischen Gräfinn
von G***.

Erster Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geschlechts eben so beredt oder geschwatzig, als andre, seyn, wenn ich anders viel zu sagen wüßte. Meine Aeltern sind mir in den zartesten Jahren gestorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländischen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtschaffener Mann gewesen ist, und wenig Mittel besessen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in seiner Jugend studiret hatte, nahm mich nach meines Vaters Tode zu sich auf sein Landgut, und erzog mich bis in mein sechzehntes Jahr. Ich habe die Worte nicht vergessen können, die er einmal zu seiner Gemahlinn sagte, als sie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wissen. Vormittage, fieng er an, soll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittage als eine Frau erzogen werden. Meine Muhme hatte mich sehr lieb, zumal weil sie keine Tochter hatte, und sie sah es gar nicht gern, daß ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pedantereyen, wie sie zu reden pflegte, erlernen sollte. Sie hätte mich dieser Mühe gern überhoben, allein ihr Gemahl wollte nicht. Fürchten sie sich nicht, sprach er zu ihr, das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Sie soll nur klug und gar nicht gelehrt werden. Reich ist sie nicht, also wird sie niemand als ein vernünftiger Mann nehmen. Und wenn sie diesem gefallen, und das Leben leicht machen helfen soll: so muß sie klug, gesittet und geschickt werden. Dieser rechtschaffene Mann hat keine Kosten an mir gesparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden seyn, wenn seine Frau einige Jahre eher gestorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthschaftssachen

gar

gar nicht unwissend gelassen; allein sie setzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer solchen Galanterie in den Kopf, bey der man sehr glücklich eine stolze Närrinn werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unser Geschlecht recht versehn zu seyn scheint. Aber zu meinem Glück starb meine Frau Baase, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich desto sorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöschen, welche ihr Umgang und ihr Beyspiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte also nicht so wohl wider meine Neigungen streiten, als sie nur ermuntern. Er lieh mir seinen Verstand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von solchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er sah, daß ich wußte, wie schön ich war; um desto mehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menschen kennen, und an solchen Eigenschaften einen Geschmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewissens, als durch eine allgemeine Bewunderung belohnet werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefsinn-

ge Philosophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den grossen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in iedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode, und nach diesem Leben bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht so wohl in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen, die er mir beybrachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtinn betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unsern Verstand eben so vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Und viele Leute würden mehr Verstand zu den ordentlichen Geschäften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geschärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde. Mit einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Gesellschaft prahlen, oder wenn es hochkömmt, unsere Ehrbe-

gierde

gierde einige Zeit stillen, sondern die von dem Verstande in das Herz dringt, und uns gesittet, liebreich, großmüthig, gelassen, und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweisen, daß mein Vetter seine guten Absichten sehr schlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle diese schönen Eigenschaften beylegen, und sie als meinen Charakter den Lesern aufdringen wollte. Es wird am besten seyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leser ankommen lasse, was sie sich aus meiner Geschichte für einen Begriff von meiner Gemüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch so aufrichtig bestimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer stolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war sechzehn Jahr alt, da ich an den Schwedischen Grafen von G. verheirathet wurde. Mit dieser Heirath gieng es folgender massen zu. Der Graf hatte in dem Liefländischen Güter, und zwar lagen sie nahe an meines Vetters Rittersitze. Das Jahr vor meiner Heirath hatte der Graf nebst seinem Vater eine Reise aus Schweden auf diese Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter gesehen und gesprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu bestreben. Ich war ein armes Fräulein;

wie konnte ich also auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu fesseln, der sehr reich, sehr wohl gebildet, angesehen bey Hofe, schon ein Obrister über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzessinn willkommen war? Doch daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, ist unstreitig mein Glück gewesen. Ich that gelassen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf sein Herz machte, an statt daß ich vielleicht ein gezwungnes und ängstliches Wesen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte kostbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen sehr wohl; allein so sehr ich mir ihn heimlich wünschen möchte: so hielt ichs doch für unmöglich ihn zu besitzen.

Nach einem Jahre schrieb er an mich, und der ganze Innhalt seines Briefs bestund darinne, ob ich mich entschliessen könnte, seine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeschreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anbot, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewisse Art, einem zu sagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd ist. Der Verstand thut nicht viel dabey, sondern das Herz redet meistens allein. Vielleicht wird man das, was ich sagen will, am besten aus seinem Briefe selber erkennen:

Mein

Mein Fräulein!

Ich liebe Sie. Erschrecken Sie nicht über dieses Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreistigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erschrecken müssen: so bedenken Sie, ob dieser Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit seyn kann. Lassen sie mich ausreden, liebstes Fräulein. Doch was soll ich sagen? Ich liebe Sie; dieß ist es alles. Und ich habe Sie von dem ersten Augenblicke an geliebet, da ich Sie vor einem Jahre gesehen und gesprochen habe. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergessen, weil es die Umstände in meinem Vaterlande verlangten; aber alle meine Mühe ist vergebens gewesen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdiensten vollkommen zu überzeugen. Ist es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum sollte Ihnen die Liebe eines Menschen zuwider seyn, dessen Freundschaft Sie sich haben gefallen lassen? Aber werden Sie es auch gelassen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe schenken, ob Sie mir als meine Gemahlinn nach Schweden folgen wollen? Sie sind zu großmüthig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet las-

sen sollten, von deren Entscheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach liebste Freundinn, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen Sie, was Sie, ohne den geringsten Zwang sich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie seine größten Verdienste sucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich lasse Ihnen zu Ihrem Entschlusse so viel Zeit, als Sie verlangen. Doch sage ich Ihnen zugleich, daß mir jeder Augenblick zu lang werden wird, bis ich mein Schicksal erfahre. Wie inständig müßte ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich bloß meiner Empfindung und meinen Wünschen folgen wollte! Aber nein, es liegt mir gar zu viel an Ihrer Liebe, als daß ich sie einem andern Bewegungsgrunde, als ihrer freyen Einwilligung, zu danken haben wollte. So entsetzlich mir eine unglückliche Nachricht seyn wird: so wenig wird sie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein hassen können, weil sie nicht Ursachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu schenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundinn, hochzuschätzen, und mich über mich selbst beklagen. Wie sauer wird es mir, diesen Brief zu schliessen!

Wie

Wie gern sagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringste Mine bey meinem Bekenntnisse Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach liebstes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geschrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünschen, daß ich sagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieses Bekenntniß vielen von meinen Leserinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder sich einbilden, daß ich weder schön, noch empfindlich gewesen bin, weil ich in meinem sechzehnten Jahre nicht wenigstens ein Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme, oder zu meiner Schande gereichen: so kann man sich darauf verlassen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannspersonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich stand, da war er bey mir. Es

war

war nichts schöners, nichts vollkommeners, als er. Ich wünschte nichts als ihn. Ich fieng oft mit ihm anzureden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkosungen, und ich weigerte mich mit einer verschämten Art sie anzunehmen. Vielen wird dieses lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine unschuldige, eine recht zärtliche Braut, ist in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erstaunen betrachten kannn. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Minen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, ie sorgfältiger sie es verbergen will. Ich aß und trank beynahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich sage es im Ernste, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor gewesen war.

Mein Vetter machte sich nunmehr mit mir auf die Reise nach Schweden. Es begleiteten mich verschiedene junge Herren und Fräulein einige Meilen, und der Abschied von ihnen ward mir gar nicht sauer. Unsre Reise gieng glücklich von statten; und es ist mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das Geringste begegnet, außer daß mir jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam also, wie ich gesagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf sich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber wußte ichs. Eine Person wird gemeiniglich in unsern Augen vollkommener und verehrungswürdiger, wenn wir sehen, daß sie uns liebt. Und wenn sie auch keine besondern Vorzüge hätte: so ist ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochschätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in andern! Und wo würde die Beständigkeit in der Liebe herkommen, wenn sie nicht von unserm eigenen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die ersinnlichsten Liebkosungen; und ich glaube nicht, daß man glückseliger seyn kann, als ich an seiner Seite war. Unser Beylager wurde ohne Gepränge, mit einem Worte, sehr still, aber gewiß sehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird diese beyden Stücke nicht zusammen reimen können. Dem zu gefallen muß ich eine kleine Beschreibung von meinem Beylager machen. Ich war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reise wieder erholet, als mein Graf mich bat,

den Tag zu unserer Vermählung zu bestimmen. Ich versicherte ihn, daß ich die Ehre, seine Gemahlinn zu heissen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer seyn, als der, den er selber dazu ernennen würde. Wir setzten, ohne uns weiter zu berathschlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entschlossen wäre, heute seine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halbniedergeschlagenen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kusse. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgesuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in diesem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er ist nach ihrem Körper gemacht, und sie machen ihn schön. Ich dächte, sie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich ihnen gefalle, mein lieber Graf, versetzte ich, so bin ich schön genug angeputzt. Ich war also in meinem Brautstaate, ohne daß ichs selber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichste mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und spielte eine halbe Stunde, und sang auf Verlangen meines Grafen und meines eignen Herzens dazu. Auf diese Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen, (denn die Mutter war schon lange gestorben, und die einzige Schwester auch), kam nebst meinem Vetter zu uns.

Sie

Sie statteten ihren Glückwunsch ab, und sagten, daß der Priester schon zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward sehr bald vollzogen, und wir setzten uns zur Tafel, nämlich wir viere und der Priester. Die Tafel war etwann mit sechs oder acht Gerichten besetzt. Dieses waren die Anstalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armselig vorkommen. Gleichwohl war ich sehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder besser zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig seyn, weil mich nichts von dem rauschenden Lärmen störte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfesten zur Qual der Vermählten zu seyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir spazieren, und zwar zu dem Herrn R** der meinen Gemahl auf seinen Reisen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte diesen Mann ungemein. Hier bringe ich ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen lassen. Ist es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählet? Sie sollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen seyn; kommen sie, und begleiten sie uns wieder zurück. Wir fuhren also in seiner Gesellschaft wieder auf unser Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verstrich eben so vergnügt, als der Mittag.

Itzt

Itzt wundere ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beschrieben habe. Er sah bräunlich im Gesichte aus, und hatte ein Paar so feurige und blitzende Augen, daß sie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man sie allein betrachtete. Doch seine übrige Gesichtsbildung wußte dieses Feuer so geschickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus seinen Minen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachsen. Ich will ihn nicht weiter abschildern. Man verderbt durch die genaue Beschreibungen oft das Bild, das man seinen Lesern von einer schönen Person machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der schönste Mann.

Nicht lange nach unsrer Vermählung mußte mein Gemahl zu seinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmste Mann war, wollte mir die Abwesenheit meines Gemahls erträglich machen, und reisete mit mir auf seine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine sehr junge und schöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufsehers der Güter ausgab. Die Frau hatte so viel reizendes an sich, und so viel gefälliges und leutseliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den ersten Anblick gewogen, und in in kurzer Zeit ihre Freundinn ward. Ich bat, sie sollte mich wieder zurück begleiten, und bey mir leben. Sie sollte nicht meine Bediente

son-

sondern meine gute Freundinn seyn. Und wenn sie nicht länger bey mir bleiben wollte, so wollte ich ihr eine ansehnliche Versorgung schaffen. Sie nahm diesen Antrag mit Thränen an, und schützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Lust zu einem stillen Leben vor, warum sie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indessen nicht von der Seite, und bezeigte so viel Ehrerbietung und Liebe gegen mich, daß ich sie hundertmal bat, mir zu sagen, womit ich ihr dienen könnte. Allein sie schlug alle Anerbietungen recht großmüthig aus, und verlangte nichts, als meine Gewogenheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und indem mich die junge Wittwe an den Wagen begleitete: so sah ich ein Kind in dem untersten Gebäude des Hofes am Fenster stehen. Ich fragte, wem dieses Kind wäre? Die gute Frau kam vor Schrecken ganz außer sich. Sie hatte mich beredt, daß ihr Sohn unlängst die Blattern gehabt hätte. Und damit ich mich nicht fürchten sollte: so hatte sie mir ihn bey meinem Daseyn, ungeachtet meines Bittens, nicht wollen sehen lassen. Allein ich sahe, daß diesem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach, bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel, wie entsetzte ich mich, als ich in seinem Gesichte das Ebenbild meines Gemahls antraf! Ich konnte kein Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, umarmte zugleich seine Mutter, und setzte mich

den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Bestürzung, und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniß. Die Frau, sprach er, die sie gesehen haben, ist die ehemalige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn sie dieses Geständniß beleidiget, so zürnen sie nicht so wohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer besondern Art erzogen, die ihnen in manchen Stücken ausschweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht so wohl seinen Vater, als seinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verschwieg. Daher gestund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tausend Thorheiten abzuziehen, ehe er sie begieng, oder doch, ehe er sich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer vom bürgerlichen Stande liebte, welches meine Schwester als eine Wayse sehr jung zu sich genommen, und weil das Kind viel Lebhaftigkeit besaß, in der Gesellschaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen lassen. Mein Sohn hatte mir aus dieser Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er eine Reisen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieses Frauenzimmer, als seine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu schwach,

ihm diese Bitte abzuschlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausschweifungen der Jugend durch ihre Gesellschaft abzuhalten. Und dieses ist eben das Frauenzimmer, das sie itzt gesehen, und nach der gemeinen Rede für eine Wittwe gehalten haben. Sie besitzt sehr gute Eigenschaften, und ich habe ihr zehen tausend Thaler ausgesetzt, damit sie heirathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewisses zu seiner Erziehung bestimmt. Und wenn ihnen diese Frau gefährlich scheint: so will ich sie binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter schicken, und ihr daselbst alle mögliche Versorgung verschaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehmalige Geliebte meines Gemahls zu hassen anfieng. Nein, ich liebte sie, und die Liebe besänftigte die Eifersucht. Ich bat, daß er sie mit einer anständigen Heirath versorgen, und sie entfernen möchte. Bey unserer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl schon an. So sehr ich von der Gewißheit seiner Liebe versichert war: so konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltsinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu locken, das mein Herz nicht umsonst entdecket haben wollte. Er erschrack, und beklagte sich über die Unvorsichtigkeit seines Vaters, daß er mich an einen Ort geführet hätte, der unser-

rer Zärtlichkeit so nachtheilig seyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieses Frauenzimmer nebst ihrem Sohne entfernen, und alles, was sie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen sollte. Dieses geschahe auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von seiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieser Sache auch nur einen Augenblick zu hassen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht frey sprechen will.

Er gestund mir, daß er dieses Frauenzimmer gewiß zu seiner Gemahlinn erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente sie dieses Glück so wohl, als ich. Ich sah beynahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adlich gebohren war. Und wie geringe ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte sich gar nicht aus Leichtsinn ergeben. Die Ehe war der Preis gewesen, für den sie ihm ihr Herz und sich überlassen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl seines Sohns gebilliget. Sie kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit seiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das sich unter solchen Umständen in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe.

Mein Gemahl erzählte mir einen Umstand, der

Caro-

Carolinens Werth, so will ich seine Geliebte künftig nennen, sehr verschönert. So bald sie gesehen, daß er die Einwilligung, sich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabey sein Glück in Gefahr zu setzen, und die Gnaden des Hofes zu verlieren: so hatte sie sich des Rechts auf sein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen seines großmüthigen Innhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf!

Ich höre, daß man Ihnen den Entschluß, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, sehr sauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weis, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben so viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe kostet, meine Ansprüche auf das edelste und großmüthigste Herz fahren zu lassen. Doch wenn ich einmal meinen Grafen verlieren soll: so will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebster Graf, ich opfere Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergesse das schmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlinn zu werden, auf ewig. Sie sind frey, und können sich zu einer Wahl entschliessen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur sehe, daß Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an

der Seite Ihrer Gemahlinn erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verschaffen wollen. Dieses ist, wie der Himmel weis, mein größter Wunsch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines solchen Wunsches, als daß man Sie liebt! Ich mache Ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen stünde. Ich werde mich auch nie über mich selbst beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen, daß Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen also bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben; so traurig auch mein künftiges Schicksal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie sich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn. Diese Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und lassen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweisen, wo ich nebst meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entschlusse, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entschlusse hatte ichs also zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte sich nach diesem Briefe nicht mehr, als noch einmal, von ihm sprechen lassen, und sich sogleich auf das Landgut begeben, wo ich sie antraf. Er versicherte mich, daß er sie seit anderthalb Jahren nicht gesehen; und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreise nach Liefland noch einmal zu sprechen, wenn es der Wohlstand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte seine Bemühungen, mir zu gefallen, und der Himmel weis, daß er der liebenswürdigste Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und gesittet gewesen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringste von dem Rohen und Wilden an sich genommen, das dieser Lebensart sonst eigen zu seyn pflegt. Er war die Gutheit und Menschenliebe selbst, und dennoch ward er im ganzen Hause so gefürchtet, daß der kleinste Wink an seine Leute die Wirkung des nachdrücklichsten Befehls that. Er schien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich mir etwas abzuschlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieser zärtlichen Unterthänigkeit wußte er sich bey mir in einer gewissen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller

meiner Herrschaft nicht so wohl meinen Willen, als vielmehr sein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichste Mann in seinen Geschäfften, und band sich doch selten an die Zeit. Er arbeitete, so bald er sich geschickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete so lange fort, als er sich in dieser Verfassung merkte. Allein er ließ auch von seinen Verrichtungen nach, so bald als er keine Lust mehr dazu verspürete. Daher war er stets munter, weil er sich niemals zu sehr ermüdete, und hatte stets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen zu arbeiten verschwendete. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek auf seinen Reisen gesammlet. Ich verstund Französisch, und etwas Latein und Italiänisch. Der Büchersal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmste Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die theils historisch, theils witzig, theils moralisch waren, die schönsten Stellen vor; und brachte mir seinen guten Geschmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal sagen konnte, warum eine Sache schön, oder nicht schön war: so war doch meine Empfindung so getreu, daß sie mich selten betrog. Unsere Ehe selbst war nichts, als Liebe, und unser Leben nichts, als Vergnügen.

Wir

Wir hatten fast niemanden zu unserm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und unser alter Vater uns alle beyde. Dieser Mann von siebenzig Jahren vertrat die Stelle von sechs Personen. Seine Erfahrung in der Welt, seine brauchbare Gelehrsamkeit und sein zufriednes und redliches Herz machten ihn stets munter und belebt in seinen Gesprächen. Ich kann sagen, daß ich diesen Greis in drey Jahren fast keine Stunde unruhig gesehen habe; denn so viele Jahre waren in meiner Ehe verstrichen, als er starb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieses Mannes! Er bekam sieben Tage vor seinem Tode Schwulst in den Beinen. Diese trat immer weiter, und er sah mit jedem Tage sein End näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauern würde. Wahrscheinlicher Weise, antwortete dieser, über drey Tage nicht. Recht gut, versetzte der alte Graf. Gott sey gedankt, daß meine Wallfahrt so glücklich abgelaufen ist! Also habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenschaft geben soll? Ich werde sie nicht besser anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beyspiel gebe, wie leicht und glückselig man stirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er ließ darauf alle seine Bedienten zusammen kommen. Er rühmte ihre Treue, und bat sie, als ein Vater,

daß sie die Tugend stets vor Augen haben sollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr und Aufseher gewesen. Der Tod hebt diesen Unterschied auf, und ich gehe in eine Welt, wo ihr so viel, als ich seyn werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben so viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verspreche mit der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will. Er befahl darauf, jedwedem eine gewisse Summe Geldes auszutheilen. Er ließ diesen und den folgenden Tag die meisten von seinen Unterthanen zu sich kommen, und redete mit ihnen eben so, wie mit seinen Bedienten. Wem er Geld zu seiner Nahrung vorgestrecket hatte, dem erließ ers; und alle durften sich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war sehr klein; denn er hatte seine Wohlthaten und seine Vorsorge gegen die Unterthanen nicht bis an sein Ende versparet. Man kann sich die Wehmuth dieser Leute leicht vorstellen. Ein ieder beweinte in ihm den Verlust eines Vaters. Nach dieser Verrichtung fragte der sterbende Graf, ob noch iemand in seinem Hause wäre, der nicht Abschied von ihm genommen hätte. Ich sagte ihm, daß ich iemanden wüßte, außer die Soldaten, die mein

Gemahl bey sich hätte. Auch diese, sagte er, sind mir liebe Leute. Sie brauchen am meisten den Tod kennen zu lernen, weil sie ihn vor andern unvermuthet gewärtig seyn müssen. Laßt sie herein kommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerschrockenheit aus den Augen sah. Der alte Graf redete sie liebreich an, und er hatte kaum angefangen, so weinten diese dem Anscheine nach so beherzte und barbarische Männer, wie die Kinder. Er fragte sie, wie lange sie gedienet hätten. Sie hatten fast alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdienet, daß ihr die Ruhe des Lebens schmecket, weil ihr die Unruhe so lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abschied ertheilen. Und ihr sollt euch in meinem Dorfe niederlassen, und so lange ihr lebet, noch so viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von diesen Leuten hat nachdem meinem Gemahle einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

Die Nacht vor seinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmal um die Zeit seines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt seyn würde. Er forderte darauf zu essen. Er aß, und ließ sich auch ein Glas Wein reichen. Gütiger GOtt! fieng er

an, es schmeckt mir bey meinem Ende noch so gut, als es mir vor funfzig Jahren geschmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt; so würden meine Gefäße zu dieser Erquickung nicht mehr geschickt seyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen. Er schlief drey Stunden. Alsdenn rief er mich, und bat, ich sollte ihm aus seinem Schreibetische ein gewißes Manuscript holen. Dieses war ein Verzeichniß seines Lebens seit vierzig Jahren. Und dieses mußte ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorlesen. Als wir fertig waren, so that er das brünstigste Gebet zu GOtt, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen lassen, auf eine ganz entzückende Weise, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgestrebt, möchte vollkommen erreichen lassen. Er ließ seinen Sohn rufen, nahm uns beyde in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieses, sagte er, sind seit vierzig und mehr Jahren die ersten Thränen die ich vergieße. Sie sind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtsamkeit, sondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abschied von euch sehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben,

das

das uns die Vorsehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geschenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen sollte, wenn unsre Ehe fruchtbar seyn würde. Und in eben der Bemühung, auch seine Nachkommen durch eine weise Vorsorge noch glücklich zu machen, starb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unserm Landgute. Endlich erhielt mein Gemahl Befehl am Hofe zu erscheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: so ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es schien, niemand schöner, niemand geschickter und vollkommener, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen, und vor dem süssen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir selber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marsche, und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich sollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu sehen bekam. Ich hatte meine ganze Philosophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und seinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwiesen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und schöne Frau, die den Hof zum erstenmale sah.

Ein gewisser Prinz von S=., der bey Hofe alles galt, der schon eine Gemahlinn, und unstreitig nicht die erlaubtesten Absichten gegen mich hatte, suchte sich die Abwesenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu sagen, die ich verabscheute. Dennoch wußte ich der Ehrerbietung, die er stets mit untermengte, nicht genug zu wiederstehen. Ich war so treu, als man seyn kann; allein vielleicht nicht strenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkosungen; doch bey der ersten Freyheit, die er sich herausnahm, sagte ich zu ihm: Erlauben sie mir, daß ich es ihrer Gemahlinn darf melden lassen, daß sie bey mir sind, damit sie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie ist schon in den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, ist auch bey mir, wenn er gleich im Felde ist. Darauf machte er mir ein frostig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieser Herr war, wird die Folge ausweisen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach seiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dies-

ses war die erste Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unser Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Ursache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tausendmal um Vergebung. Ich bin sehr wohl, sprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren sie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus gesehen, daß Ihnen der Hof gefährlich seyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man sie bewundern, und daß ihr Herz der Versuchung der Lobsprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den ersten Augenblick widerstehen würde. Die erlittene Ungnade ist nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unserm Landgute so ruhig und zärtlich, als iemals. Und damit wir den Verlust unsers klugen Vaters desto weniger fühlten: so nahm mein Gemahl seinen ehemaligen Reisegefährten, den Herrn R**, zu sich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer grossen Gesellschaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war stumm und unbelebt, wenn er viel Leute sah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Personen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Belesenheit war außerordentlich, und seine Bescheidenheit eben so groß.

Er war in der Tugend und Freundschaft strenge bis zum Eigensinne. So traurig seine Mine aussah, so gelassen und zufrieden war er doch. Er schlug kein Vergnügen aus; allein es schien, als ob er sich nicht so wohl an den Ergötzlichkeiten selbst, als vielmehr an dem Vergnügen belustigte, das die Ergötzlichkeiten andern machten. Sein Verlangen war, alle Menschen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu sehen. Daher konnte er die grossen Gesellschaften nicht leiden, weil er so viel Zwang, so viel unnatürliche Höflichkeiten und so viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen seinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenstellen fast gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren seine ärgsten Feinde. Und er glaubte, daß diese Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freygeister. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden, als einem Vornehmen. Und wenn man ihn um die Ursache fragte, so sagte er: Ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Lastträger seiner Meynungen, und zu einem Beförderer seiner Affekten erkaufen wollen. Er hatte einen geschickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht mehr, als etliche Stunden aufwarten

durf-

durfte. Als er seinen Herrn in unsrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte; so sagte er: Denkt ihr denn, daß ihr bloß meinetwegen und meiner Kleider und Wäsche wegen in der Welt seyd? Wollt ihr denn so unwissend sterben, als ihr gebohren seyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, so setzt euch hin, und überlegt, was ein Mensch ist, so werden euch Beschäfftigungen genug einfallen. Er gab ihm verschiedene Bücher zu lesen. Und wenn er ihn auskleidete: so mußte er ihm allemal sagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer sich schämt, sagte er, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu seyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R**, als seinen Bruder, und wir beschlossen niemals etwas wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um diese Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marsche, weil Schweden mit der Krone Polen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr gieng mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen sollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und fast alle seine Mannschaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S**, der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieser gefährlichen Unternehmung bestimmt, um ihn zu stürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab

ihm Schuld, er hätte seine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgesprochen. Gott, in welch Entsetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebste Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorsicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erschrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewissen suchte. Gerechter Gott! Ich soll durch das Schwert sterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vaterland geführet habe. Der Himmel weis, daß ich unschuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen seyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S..., den ihr durch eure Tugend beleidiget habt, ist ohne Zweifel die Ursache meines gewaltsamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es ist weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entrissen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlinn, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes so beherzt seyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden sind gefährlich. Wollte GOtt, daß sie tödlich wären, und mich der Schmach entrissen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt, zu sterben! In fünf Tagen

soll

soll mein Urtheil vollstreckt werden. Nehmet von dem redlichen R ** in meinem Namen Abschied. Er wird euch in eurem Unglück nicht verlassen. Ich habe den König in einem Bittschreiben ersucht, daß er euch meine Güter lassen soll; aber ich glaube nicht, daß es geschehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachstellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag schon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es ist eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebste Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit in meinem Körper ** Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er euch diesen Brief zustellen läßt. Faßt euch. Ich liebe euch ewig, und ich sehe euch in der künftigen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzes ausdrücken will. Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt gewesen bin. Alle Trostgründe der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungiltig, und sie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich sah, daß sie solche nicht

besänftigen konnten. Der angesetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fühlte den Streich mehr, als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen sollte. Niemand stund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr R=. Er klagte und weinte mit mir, und erwarb sich durch seine Traurigkeit den Vortheil, daß ich die Trostgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Post, daß sein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an seinen Wunden gestorben wäre. Diese Nachricht vergnügte mich, so betrübt sie war, doch unendlich. So ist er denn als ein Held, an seinen Wunden gestorben? rief ich aus. So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltsamen Tode, welche ärger, als der Tod selber sind, nicht mit ansehen dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden bestattet hätte. Er sagte mir, daß dieses gar nicht hätte geschehen können, weil in der Nacht, da er gestorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen gesessen, genöthiget hätten, sich in der größten Eil und mit Verlust zurückzuziehen. In eben dieser Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von

mei-

meines Gemahls Regimente, hätte ihm Gelegenheit geschafft, mit einem Detaschement zurückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte selbst an mich geschrieben und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden so bald zu verlassen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder seiner Wollust weiter ausgesetzt seyn möchte. Der Befehl, wegen der Einziehung unserer Güter war, wie ich erfuhr, schon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entschloß mich also zur Flucht, und bat den Herrn R** Schweden mit mir zu verlassen. Wir gaben in unserm Hause eine Reise auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatouille, in welcher etwan tausend Ducaten waren, (denn mein Gemahl hatte sein baares Vermögen der Krone vorgestreckt), nebst dem Geschmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeschirr liessen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn S** glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachsetzen lassen. Wir waren nunmehr in Liefland; allein ich war deswegen noch nicht sicher. Der Prinz wollte mich in seine Gewalt haben. Mein

Bet-

Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte aussuchen sollte. Mein getreuer Begleiter sollte mein Rathgeber werden. Er schlug mir Holland vor, weil er in Amsterdam Freunde hatte, und er versicherte mich, daß es mir an diesem Orte gefallen würde. Hier können sie sich, sagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis sich die Umstände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, daß sie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer, als mein Vaterland. Ich entschloß mich also, mit ihm nach Amsterdam zu gehen, und ich wünschte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet; denn wir bildeten uns ein, daß sie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R.. reisete also dahin ab, um sich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, so brachte mir der Reitknecht die Nachricht, das er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, gesehen, aber nicht gesprochen hätte. Ich schickte ihn fort, und binnen wenig

Stun-

Stunden sah ich sie zu meinem gröſsten Vergnügen bey mir. Sie hatte binnen den Jahren, da ich sie nicht gesehen, etwas von ihren äußerlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange verloren. Ich erzählte ihr mein Schicksal, und fragte sie, ob sie mit mir nach Amsterdam gehen wollte. Sie vergoß tausend Thränen, über mein Unglück, und über die Liebe, die ich noch gegen sie hatte. Sie verfahren, sprach sie, gar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die stärkste Gewogenheit, und hätten doch vielleicht Ursache, mich zu hassen. Ich halte es für mein gröſstes Unglück, daß ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin seit einem Jahre, denn so lange ist es, daß ich mich von ihres Gemahls Gütern an diesen Ort begeben habe, sehr krank gewesen, und sie werden mir es leicht ansehen, daß es mir unmöglich ist, eine so weite Reise mit ihnen zu thun. Indessen schwöre ich ihnen zu, daß mich, wofern ich wieder gesund werde, nichts in der Welt abhalten soll, ihnen nachzufolgen. Und damit ich sie von der Gewißheit meines Versprechens desto stärker überführe: so will ich ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er ihnen nicht zur Last wird. Er ist bey mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgesetzet hat, ein kleines Landgut hier in diesem Dorfe gekauft, und

ich

ich biete es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, sondern mit dem größten Vergnügen zu ihrem Eigenthume an. Wollte GOtt! sie blieben unerkannt bey mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen, ihnen zu dienen, sollte mich wieder gesund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Ritterfitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, keinen Ueberfluß daran; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geschmacke der Besitzerinn zeugten. Ich fand eine Menge schöner Bücher in ihrer besten Stube. Und sie war so bescheiden, daß sie sagte, sie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß sie ihr selber zugehörten. Es waren fast alle die Französischen und Schwedischen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem sie diesen guten Geschmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß meines Gemahls. So bald sie merkte, daß mirs in die Augen fiel; so überreichte sie mirs zum Geschenke, und gestund mir, daß sie es selber gemalet hätte; denn sie konnte vortrefflich in Miniatur malen. Ich hielte es für eine Grausamkeit, sie um dieses Andenken zu bringen. Darum bat ich sie, das Bild noch einmal zu malen, und dieses so lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein sehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn schon in seinen zartesten Jahren einem geschickten Manne zur Aufsicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu sich kommen lassen, weil sie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie gestund mir zu gleicher Zeit, daß sie von meinem verstorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre in Holland mit ihr darnieder gekommen, und hätte sie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf sein Bitten, theils aus andern Ursachen zurück gelassen; dieses Kind aber wäre in seinem sechsten Jahre gestorben, wie ihr ihr Bruder geschrieben hätte. Ich wollte wünschen, fuhr sie fort, daß sie ihren Aufenthalt in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, so viel ich weis, ist er nicht mehr in den besten Umständen. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weis nicht, ob er sich von seinem starken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht?

Der Herr R** kam unterdessen von seiner vergebenen Reise wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte weg machten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen, so starb der Bediente des Herrn R**, dessen Verlust uns nicht wenig dauerte.

Dieser

Dieser redliche Mensch gab seinem Herrn vor seinem Tode vierhundert Stück Ducaten. Dieses Geld, sagte er, habe ich in ihrem Dienste und durch ihre Freygebigkeit gesammlet, und ich bin froh, daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, daß ich itzt gelassen und freudig sterben kann. Wenn sie nur wieder einen Menschen hätten, auf den sie sich verlassen könnten! So gewiß ists, daß man auch den niedrigsten Menschen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als seinen Bedienten und Sklaven, sondern als ein Geschöpf ansieht, daß unsrer Aufsicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebst uns gebohren ist.

Wir verließen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie versprach, so bald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amsterdam an. Der Vetter des Herrn R**, bey dem wir uns aufhalten wollten, war zwar gestorben, doch lebte seine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R**, so bald sie ihn sah; denn er war, wie ich schon gesagt habe, mit meinem Gemahle ehedem durch Holland gereiset. Sie nahm uns sehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienstwilliger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, daß sie meinen Stand

nicht

nicht allein verschwiegen halten, sondern ihn auch vergessen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, sondern als eine unglückliche Freundinn betrachten möchten. Sie hatten von dem Schicksale meines Gemahls schon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenschaften gehabt hätte, mich bey diesen Leuten in Gewogenheit und Ansehen zu setzen: so war doch mein Unglück schon die beste Empfehlung. Ja ich erfuhr, daß ein großes Unglück in den Gemüthern vieler Menschen fast eben die Wirkungen hervor bringt, welche sonst ein großes Glück zu verursachen pflegt. Man schätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verloren haben, und man macht unsern Unfall zu unserm Verdienste, so wie man oft unser Glück, ob wir gleich nichts dazu beygetragen haben, als unsre Vollkommenheit ansieht. Mit einem Worte, diese Leute erwiesen mir, ehe ich sie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hause zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr als ein Paar Zimmer. Und damit ich diesen gutthätigen Leuten nicht zur Last werden möchte: so entdeckte ich dem Herrn R**, daß ich Willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das Geld in die Handlung seiner Frau Muhme zu legen. Er sagte, daß er es mit seinen vier hundert Ducaten, die ihm sein Be-

dien-

dienter gegeben, schon also gemacht hätte. Mein dienstwilliger Wirth verhandelte meine Juwelen für zwölf tausend Thaler, und sagte, daß er mir keine Intressen, sondern den ordentlichen Gewinnst davon abgeben wollte, der bey der Rechnung in seinem Handel auf dieses Capital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, sondern mich und meine Reisegefährten anstatt der Intressen, erhalten sollte. Ich lebte hier so ruhig, daß ich mir keinen andern Ort wünschte. Herr R.. hatte den Sohn von Carolinen bey sich. Weil er kein Amt hatte: so gab er sich selber eins, und zog diesen jungen Menschen mit so vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann, der in dem Bewustseyn edler Absichten und nützlicher Thaten seine Belohnung sucht. Und wie sehr würden nicht die Großen viele niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn sie die Belohnung kennten, welche solchen Leuten das Gedächtniß ihrer rühmlichen Absichten und guten Thaten zu schenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menschen in den Sprachen und Künsten, und brachte ihm die edelsten Meynungen von der Religion und Tugend bey. Was sein Unterricht nicht that, das richtete sein Exempel aus. Der Schüler ward seinem Lehrer ähnlich, und belohnte dessen Mühe durch einen fähigen Verstand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit

mei=

meistens mit Studiren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieses von sich sagen kann. Ich redete des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unserm jungen Schüler, und suchte ihm das Wohlanständige beyzubringen, das junge Mannspersonen oft am ersten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich suchte sein flüchtiges und feuriges Wesen der Jugend durch meine Ernsthaftigkeit zu mäßigen. Ich that stets fremd gegen ihn, und stellte verschiedene Personen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und in meiner Gesellschaft immer etwas neues finden sollte. Mit der Tochter meiner Wirthinn, welche ein Mädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte sie Französisch, zeichnen, sticken, und auch singen. Kurz, ich führte eine sehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und seine Frau bequemten sich nach meinem Geschmacke und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen sie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in große Gesellschaften. Sie störten mich nicht in meiner Einsamkeit, als bis ich gestört seyn wollte. Ich durfte weder befehlen, noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unserm Hause für eine Anverwandtinn der Wirthinn. Und wer sonst mit mir umgieng, wußte es auch nicht besser. Mein verschwiegner

Stand nöthigte mich also nicht, den glänzenden und sehr beschwerlichen Charakter einer Standsperson in Gesellschaften zu behaupten, und dieses zu meinem großen Vortheile. Hätte man gewust, daß ich eine Gräfinn wäre: so würde man, anstatt mich zu bewundern, nur mein Gutes für einen nothwendigen Antheil meines Stands angesehen haben. Oder wenn es hochgekommen wäre, so würde man mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, und meinen Umgang suchte.

Vier Jahre hatte ich nunmehr in Amsterdam zugebracht, und zu verschiedenen malen an Carolinen geschrieben, und sie an ihr Versprechen, zu mir zu kommen erinnert; allein sie blieb aus.

Ihr Sohn sollte sich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Lust zu dem Soldatenstande, und der Herr R. . war so wenig dawider, daß er seine Wahl vielmehr billigte. Gesittete und geschickte Leute, sagte er, sind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungesittete giebt. Werden sie ein Soldat, und zeigen sie, daß man unerschrocken, tapfer, strenge, und doch auch weise, vorsichtig und liebreich seyn kann. So lange sie die Religion und ein gutes Gewissen haben werden; so lange werden sie den Tod zwar nicht gleichgültig ansehen, aber doch ohne Entsetzen erwarten, und nie aus Zagheit vermeiden. Dieses

fes ist die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsstelle; und er gieng zu seinem Regimente ab, welches nachmals an die Gränze von Holland zu stehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach der Geburt und nach dem Range unter einander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchstens zum Theile nur so verloschen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und grossem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe leicht etwas eigensinnig seyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern seine Absicht erreichte: so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um dieser Herrn los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen. Diese Ursache zu einer Ehe ist was weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bey mir selber vorwand, weil

es mein Herz haben wollte. Der Herr R ... kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Besten entschlossen hätte. Rathen sie mir denn, sprach ich, daß ich wieder heirathen soll? Nicht ehe, versetzte er, als bis ich sehe, daß es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und sie wissen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freywillig wählt. Unter der grossen Anzahl Männer, die sich um ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner besser, als der Herr von der H..; nicht deswegen, weil er sehr gelehrt ist, sondern weil er auffer seinen Wissenschaften und seiner wichtigen Bedienung sehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geschickt machen. Ich habe gewiß Recht, daß er ein liebenswürdiger Mann ist; allein diesem Vortheile dürfen sie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unser Herz ist oft so beschaffen, daß es die Liebe gegen eine ihm angenehme Person zurück hält, so bald es auf das genaueste mit ihr verbunden werden soll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihr-

ihr-

ihnen einer von den andern Herren beſſer zur Liebe, ob ihnen dieſer gleich zu einem guten Freunde genug gefällt.

Ich verſicherte ihn, daß ich mich ſeines Rathes bedienen würde, ſo bald ich meine eigene Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen ſie denn nicht? O, ſagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umſtände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philoſophie ſind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedene Ehe bleibt nach allen Ausſprüchen der Vernunft die gröſte Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens. Zeigen ſie mir nur eine Perſon, die mir anſtändig iſt, und die ihnen die Verſicherung giebt, daß ſie mich zu beſitzen wünſcht: ſo werde ich ſie, ſo bald ich ſie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben ſo vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich iſt. Und wenn es wahrſcheinlich iſt, daß es durch die Liebe geſchehen kann: ſo ſind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, verſetzte ich, ſie haben ja, ſo lange ich ſie kenne, gegen unſer Geſchlecht ſehr gleichgültig zu ſeyn geſchienen; wie kömmt es denn, daß ſie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, ſprach er, vermengen ſie die Beſcheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weis, daß

man dem andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann, als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Person, hub ich an, die sie liebt, und ich glaube nicht, daß sie ihnen misfallen wird. Allein deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eben diejenige ist, mit der sie das genaueste Band der Liebe schliessen wollen. Er ward bestürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer sie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich versprach ich ihm, daß er sie Nachmittage zu sehen bekommen sollte. Nachmittage schickte ich ihm mein Portrait, und schrieb ein Billet, ungefähr dieses Innhalts an ihn.

So hat die Person in ihrer Jugend ausgesehen, die Sie liebt. Erst hat sie nur Freundschaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Werth hat diese Regungen in Liebe verwandelt. Der liebste Freund meines Gemahls hat das erste Recht auf mein Herz. Sie sind so großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir schriftlich. Entschuldigen Sie sich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienste; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der so wohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach seinem Tode nie so gethan hatte, als ob er mir eine Liebkosung erweisen wollte, wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer so anständigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, sagte er, haben sie mir das Recht gegeben, ihnen mein Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann ich Ihnen ohne Fehler das gestehen, was mich die Erbietung sonst hat verschweigen heissen. Ich habe an das Glück, das sie mir itzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß sie mich überzeugen, daß ich ihrer werth bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen. Kurz, wir giengen zu unserer Wirthinn, wir sagten ihr unsern Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne über diese unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Kapitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch einmal so viel vermehret, und wir hätten beyde sehr gemächlich davon leben können. Allein unser freundschaftlicher Wirth wollte uns nicht aus sei-

rem Hause lassen. Er behielt unser Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr R== mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr standesmäßig reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig versichern kann, ganz ausnehmend, und so zärtlich, als meinen ersten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewissen Stücken übertraf. Aber an dem Aeußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachsen; allein er hate gar nicht das Einnehmende an sich, das gleich auf das erstemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal gesehen, man mußte ihn gesprochen haben, wenn man ihm recht gewogen seyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er sich für alle Frauenzimmer geschickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in seinem Umgange eine neue Ursache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahren, und er hatte seit der Zeit, daß ich ihn bey meinem Gemahle kennen lernte, sich gar nicht von Person geändert. Seine ordentliche und stille Lebensart erhielten ihn so gesund, als ob er erst zu leben anfienge. Wer war glücklicher, als wir! Unser Glück fiel niemanden in die Augen, und dosto ruhiger konnten wir es genieſſen. Wir lebten ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unsern Handlungen Re-

chen=

chenschaft geben, als uns selbst. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und also genug andern wohl zu thun. Wir hatten eine Gesellschaft, die sich zu unsern Neigungen schickte. Wir lebten an dem volkreichsten Orte in der größten Stille. Dieses war unser Verlangen. Wir konnten uns beyde mit dem edelsten Zeitvertreibe, mit Lesen und Denken unterhalten. Wir studirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern sollte. Wir studirten zu unserer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal sage, wir wußten in unserer Ehe von keinem andern Wechsel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn sie die Liebe verehelichter Personen so zärtlich abgeschildert sehen, als die Liebe zwischen Unverehlichten, weil man sieht, daß die meisten Ehen die Liebe eher auslöschen, als vermehren. Doch solche Leute wissen nicht, was Klugheit und Behutsamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe, und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch seine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es ist wahr, eine beständige und sich stets gleiche Zärtlichkeit ist in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beyden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden ist: so kann sie bis in die spätesten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unsere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein diese Abnahme heißt

wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, so lange er so viel hat, als das Maaß seiner Empfindungen verlangt. Genug, wir sind nach vielen Jahren noch so verliebt in einander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, daß wir an uns nur unsere Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut, als die Seele, zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weis gar nicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinste hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.

Ich komme wieder zu meiner Geschichte. Wir lebten, wie ich gesagt habe, so vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlsonen, so hieß Carolinens Sohn, der Fähndrich, unsere Heirath, und baten ihn, daß er uns besuchen

sollte,

sollte, wenn es möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht gesehen. Er schrieb uns, daß er Lieutenant geworden wäre, daß es ihm sehr wohl gienge, und daß er sich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu gefallen das Kloster heimlich verlassen, verheirathet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts sagen, weil sie in dem sechsten Jahre in das Kloster gekommen, und darinnen bloß unter dem Namen Mariane bekannt gewesen wäre. Sie möchte indessen von dem niedrigsten Herkommen seyn, so wäre sie doch so liebenswürdig, daß er sich nur einen hohen Stand wünschen wollte, um seine Geliebte darein setzen zu können. Denn Carlson wußte nichts weiter von seiner Geburt, als daß sein Vater ein Aufseher auf den Gütern meines ersten Gemahls gewesen, und ihm jung gestorben wäre. Er bat uns unbeschreiblich, daß wir nach dem Haag kommen sollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere stünde. Diese Nachricht erschreckte uns fast mehr, als sie uns erfreute. Wir vermutheten bey dieser Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indessen schickten wir ihm etliche hundert Ducaten, daß er seine Umstände desto bequemer einrichten könnte. Wir versprachen auch ihn so bald zu besuchen, als es die Jahrszeit und meine Umstände erlauben würden; denn

ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiseten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unserm Carlson und seiner Frau ein Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz ausserordentlich schönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar grosse blaue und schmachtende Augen, die sich zu schämen schienen, daß sie die Verräther von einem sehr zärtlichen Herzen seyn sollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Gesichts nicht so ausnehmend wohlgestalt und recht abgemessen gewesen wären: so hätte sie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verstande will ich nicht viel sagen. Sie war in dem Kloster erzogen. Ihr unschuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tausendmal ersetzt, wenn sie gleich weniger Einsicht gehabt hätte, als sie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloster an; allein selbst diese Schüchternheit schickte sich so wohl zu ihrer Unschuld, daß man sie ungern würde vermißt haben. Ja ich sage noch mehr, man liebte so gar an ihr die Schüchternheit; so wie oft ein Fehler unter gewissen Umständen zu einer Schönheit werden kann.

Ich suche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beschreiben will. Man stelle sich einen sehr einnehmenden,

feurigen und blühenden Mann, (denn dieses war Carlson), und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne gewesen war, und bey der die süssen Empfindungen nur desto mächtiger geworden waren, weil sie an der strengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keuschheit einen beständigen Widerstand gefunden hatten: so wird man die innbrünstige und schmachtende Liebe dieser jungen Frau einigermaßen denken können. Ich war so wohl mit unsers Carlsons Wahl zufrieden, als mein Mann, und wir vergnügten uns an der Zufriedenheit dieses Paars so sehr, daß wir nicht wieder von ihm kommen konnten. Wir ließen Geld aus Amsterdam kommen, und blieben ein ganzes Jahr, und länger, bey diesen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlsons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es sich mit ihrer Gesundheit gebessert hätte, und daß sie im Stande wäre bald zu uns zu kommen. Wir schickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Post von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er sie abholen und zu uns bringen sollte. Er hatte sie bereits unterwegs angetroffen, und sie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie hatte sich recht verjüngt, und sie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indessen ver-

sicherte uns diese rechtschaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß sey, als daß es lange Bestand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieses diente uns zu einer neuen Freude. Doch ie mehr wir Ursache hatten, mit Marianen zufrieden zu seyn, desto begieriger wurden wir, etwas gewisses von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unsere angewandte Mühe vergebens, uns dieses Geheimniß zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloster heimlich verlassen, und wir mußten bey unserer Nachforschung sehr behutsam gehen, damit wir sie nicht in die Gefahr setzten, entdeckt zu werden. Im Kloster fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, daß sie in ihrem sechsten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloster gebracht worden, der ein gewisses Geld zu ihrer Erziehung da gelassen, und nichts gesagt hätte, als daß sie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der sie nicht in der reformirten Religion erziehen lassen wollte. Vielleicht könnte er der Abtißinn mehr vertraut haben, diese aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte seyn, daß man in dem Kloster selbst nichts gewisses von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder

werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöster gebracht, und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entschlieſſen, wieder nach Amsterdam zurück zu gehen. Unsere Umstände forderten diese Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte sich hier, ob sie nicht iemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein sie erfuhr nichts weiter, als was wir schon wußten, nämlich, daß er nach seiner Frauen Tode unglücklich in seiner Handlung geworden, und weil er sein Vermögen eingebüßet hätte, mit einem Schiffe nach Ostindien gegangen wäre, sein Glück von neuen zu versuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und nahmen unsere Reisegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der sie uns ausgezahlet hatte, sagen, daß in Amsterdam vor etlichen Tagen ein Ostindienfahrer, und auf diesem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm gewesen wäre. Diese Zeitung war gar zu wichtig, als daß wir unsere Reise hätten fortsetzen sollen, ohne den Herrn Andreas zu sprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unserm Leben nicht gesehen hätten! Er

kam

kaum den andern Tag zu uns, Carolinens erste Frage war, warum er ihr denn vor seiner Abreise nach Ostindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geschrieben hätte? Ist denn Mariane todt? rief er. Was willst du denn mit der Mariane? versetzte seine Schwester. Meine Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. Wo ist sie denn? Ist sie nicht todt? Ach wenn doch dieses GOtt wollte! Ja doch, sprach Andreas, ich weis es wohl, sie hieß Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich sie an Kindesstatt angenommen hatte, nennte ich sie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber versprich mir, daß du mir auch alles vergeben willst. Meine liebe Frau starb mir, wie ich dir vor zehn Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt sie schon für verloren. Allein es besserte sich mit ihr. Indessen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu versuchen. Ich gieng nach Ostindien. Du weist, daß ich der katholischen Religion zugethan bin. Ich liebte deine Tochter oder vielmehr meine an Kindesstatt angenommene Mariane recht väterlich. Um sie nun theils in meiner Religion erziehen zu lassen, theils sie wohl zu versorgen: so nahm ich, was ich noch hatte, und that dieses liebe Kind vor meiner Abreise, und ohne jemanden etwas zu sagen, in ein Kloster,

an der Gränze der Oesterreichischen Niederlande. Ich war eben im Begriff dahin zu reisen, um zu sehen, ob Mariane noch lebte, als ich hieher gerufen ward. Ich kann nicht länger warten, ich muß wissen, ob sie noch lebt. Komm mit, sprach er zu Carolinen. Wir wollen den Augenblick in das Kloster fahren. In drey Tägen sind wir wieder hier. Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, giengen sie beyde fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz uns anzusehen, geschweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott, was soll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloster .. und nicht weit von der Gränze. Was sind dieses für entsetzliche Nachrichten! Ach der arme, der unglückliche Carlson! Möchte doch diesesmal unsere Muthmaßung falsch seyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigste Geheimniß offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben sollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, sie als Frau aus den Armen ihres eigenen Sohns reissen müssen? Mit diesen grausamen Vorstellungen quälten wir uns, bis Andreas mit seiner Schwester, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unserm Unglücke die Sache auf einmal errathen.

then. Caroline zerfloß fast in Thränen. Sie that untröstlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äusserlich keine Traurigkeit spüren; allein er saß ganz betrübt. Wir konnten aus beyden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit einem Worte, in dem Kloster erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr, (Tag und Jahr traf beydes ein,) in das Kloster gebracht wäre, vor anderthalb Jahren dasselbe heimlich verlassen, und, so viel man wüßte, sich mit einem jungen von Adel verheirathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, an statt nach Amsterdam zu reisen, wieder zurück nach Carlsons Quartier. Wir sahen alle viere nur mehr als zu gewiß, daß diese Nonne niemand anders, als Carlsons Frau seyn würde. Doch man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unserm Troste keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erschreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch so wahrscheinlich seyn, als sie will, so sind wir doch sinnreich genug, sie zweifelhaft zu machen. Sollte ich, sagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte sie es verlassen, da es kaum einige Monate alt gewesen war. Ein junger von Adel, fieng mein Mann offt unter-

wegs

wegs an, ein junger von Adel? Wenn hat sich denn Carlson dafür ausgegeben? Er ist viel zu bescheiden, als daß er sich einen Stand andichten sollte, in dem er nicht erzogen worden ist. Nein, nein, sprach ich, das wolle Gott nicht! Hätte er sich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht gesagt, daß er ein Officier wäre? Vielleicht ist in eben dem Jahre noch ein Kind in das Kloster gekommen, daß ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philosophie wegen nicht nach Ostindien gereiset war, meynte, es läge schon in der Natur, daß ein Paar so nahe Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir uns alle Augenblicke auf dieser Reise widersprachen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hoffnung kamen wir also bey unserm Carlson wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutsam zu gehn, und die Ursache unserer Zurückkunft weder ihm noch ihr merken zu lassen. Wir wollten sagen, daß wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt wären. Wenn auch, sprachen wir alle, Mariane, die rechte Mariane seyn sollte: so würden diese zärtlichen Eheleute doch beyde in Verzweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieses traurige Geheimniß auf einmal entdeckten. Nein, fieng ich an, wir bringen Mariannen

nen auf diese Art um das Leben. Ist sie die wahre Coroline: so will ich sie bitten, daß sie mir zu Liebe auf einige Zeit mit nach Amsterdam reisen soll. Ihr Mann wird ihr dieß Vergnügen nicht abschlagen. Ist sie einmal in Amsterdam: so wird es Zeit seyn, ihr das Geheimniß nicht so wohl zu entdecken, als es sie nach und nach selbst entdecken zu lassen. Weis es Mariane: so soll es Carlson auch erfahren. Er muß sie in seinem Leben nicht wieder zu sehen bekommen. Dieses wird der einzige Trost seyn, mit dem wir ihm in seinem mitleidenswürdigen Irrthume beystehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieser unglücklichen Ehe will ich erziehen lassen, damit Mariane den traurigen Beweis einer so zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieser Berathschlagung langten wir bey Carlson an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unsere Gesichter so gut auf, als es möglich war, und sagten ihm, daß Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von seiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Ursache unserer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu seiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: so fiel er ihr um den Hals, und schrie mit einem entsetzlichen

Tone:

Tone: Ach, das Gott erbarme, sie ist es, sie ist es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld! Dieses war die Erfüllung von dem Vorsatze, bey der Sache behutsam zu gehen. Caroline lief als verzweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wollte sich von dem Andreas los machen: allein er ließ sie nicht aus seinen Armen. Ich hatte nicht so viel Gewalt über mich, daß ich hingehen, und ihn von ihr losreissen konnte. Carlson blieb auf einer Stelle stehen, und fragte hundertmal, was es wäre. Mein Mann wollte es ihm sagen, und kehrte doch bey jedem Worte wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich sollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wissen was. Ich bat sie um Vergebung. Ich versicherte sie meiner ewigen Freundschaft. Ich umarmte sie. Dieses war es alles. Indessen kam ihr Mann, und wollte sie aus meinen Armen nehmen: Nein, nein, schrie ich, Mariane ist nicht ihre Frau, Mariane ist ihre Schwester. In diesem Augenblicke sank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am ersten wieder bey uns selbst. Wir brachten Marianen auf ein Bette, und sie erholte sich aus einer Ohnmacht, um in die andere zu fallen. Wir brachten sie den ganzen Tag nicht wieder zu sich selbst.

Mein Mann war indessen nach Carolinen gegangen, die wir, seit dem sie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder gesehen hatten. Er hatte sie in dem Gartenhause auf den Knien angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltsame unsers Affekts hatte sich gelegt, und sich statt dessen das Bange der Traurigkeit eingestellt. Thränen und Seufzer, welche die Bestürzung gestern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir suchten unsern Trost in Klagen und in Mitleiden. Carlson kam vor das Bette seiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzusehen, wie sich diese beyden Leute gegen einander bezeigten. Die Religion hieß sie die Liebe der Ehe in Schwester- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeschreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und sie sollten dieses Band itzt ohne Anstand zerreissen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht gesehen, und also kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die sonst die Liebe unter Blutsverwandten, auszulöschen pflegt. Ihre Natur selbst that den Ausspruch zu ihrem Besten. Wie konnten sie etwas in sich fühlen, das ihre Liebe verdammte; da sie den Zug der Blutsfreundschaft nie gefühlt hatten? Ach, mein Bruder,

rief

rief Mariane einmal über das andere aus. Verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückseliger Gemahl, fangt mich an zu hassen. Ich bin eure Schwester. Doch nein! Mein Herz sagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen. Ihr Gemahl war nicht besser gesinnt. Er hörte die Stimme der Leidenschaften, um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er hütete sich genau, sie nicht seine Schwester zu nennen. Er hieß sie seine Mariane. Er war beredt, und unerschöpflich in Klagen, die bis an das Herz drungen, weil sie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen mitten in seinen Klagen an zu philosophiren, und wie man leicht glauben kann, sehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe vor GOtt erlaubt wäre, wenn sie auch die Welt verdammte. Und er that doch nichts, als daß er zehnmal nach einander sagte, daß sie öffentlich verbunden wären, und daß nichts als der Tod dieses Bündniß trennen sollte. Er wünschte unzähligemal, in der Sprache des Affekts, daß Andreas gestorben seyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen können. Dieser saß da, als ob er sein Todesurtheil anhören sollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von seinem Leben das zerstörte Vergnügen dieser Zärtlichen wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das

Bette, und hieß Carlsonen weggehen. Meine Tochter, fieng sie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reissen. Wollte GOtt, daß ich dieser betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben seyn können! Vielleicht ist es die Strafe, daß ich — doch GOtt hat es verhänget. Ihr seyd beyde keines Verbrechens schuldig. Eure Unwissenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut sie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabscheue euch, wenn ihr das Band der Ehe dem Bande des Bluts vorzieht. Die Anrede war sehr fromm; allein sie war zu heftig, und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beyden von neuen auf. Mein Mann erwählete einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu besänftigen. Er bediente sich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affekts eben so viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er sagte, es wäre eine Gewissensache, die wir nicht entscheiden könnten. Wir wollten den Ausspruch verständigen Gottsgelehrten überlassen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch Statt finden könnte. Dieses war eine Arzney, welche die Wehmuth der beyden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerstand that. Sie entschlossen sich, sich dem Ausspruche der Geistlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Ue-

herzeugung, sondern aus Verlangen, desto ruhiger ihre Liebe fortsetzen zu können. Wir machten uns indessen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, so bald es ihre Umstände zuließen, nach Amsterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daß man von Rom Dispensation erlangen könnte. Ihr Mann sollte sich Urlaub auf ein halb Jahr ausbitten, und wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles dieses ließen sich die beyden Leute gefallen. Es strichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umständen, die Reise mit anzutreten. Indem wir uns dazu anschickten, so erhielt Carlson Ordre, sich unverzüglich, und bey Verlust seiner Stelle, zu dem Regimente zu verfügen, weil es marschiren sollte. Diese Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlson war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeschlagen. Kaum sah sie seine Zufriedenheit über diese Post: so machte sie ihm die grausamsten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu seyn wünschte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen solchen Verdacht fallen könnte? Allein was ist in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir sahen also leider nur mehr, als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie sie in ihrem

Herzen nichts weniger beschlossen hatte, als ihn fahren zu lassen. Carlson versicherte sie mit den grösten Betheurungen, daß er sie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marsche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit ansähe, die der Himmel bestimmt hätte, der Sache den Ausschlag zu geben. Vielleicht, sprach er, verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer ist alsdenn glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer schätzen, als die Qual, euch zu sehen, und euch zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet seyn, als die Pein ausstehen, mich freywillig zu verlassen, und doch diese Freyheit niemals von euerr Liebe zu erhalten? Seyd getrost, liebste Mariane! Komme ich wieder zurück: so ist es ein Zeichen, daß der Himmel unsre Ehe billiget. Verliere ich mein Leben: so ist es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann seyn sollte. Welche glückselige Dienste leistet nicht der Irrthum in gewissen Umständen! Und wie gut ist es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns selbst zu betrügen! Genug, Carlsons Irrthum war in Ansehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und sie versprachen sich von diesm

Rich-

Richter nichts, als was sie wünschten. Sie flehten Gott um Beystand an, nicht anders, als ob ihnen die Menschen unrecht thäten. Kurz, sie waren voll Zuversicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlson reisete fort, als ob er in dem Treffen seine Mariane gewinnen sollte, und Mariane that so gesetzt, als ob sie ihn von sich liesse, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, so folgete sie uns ganz getrost nebst ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amsterdam. Andreas, der sich in Ostindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem seinen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte. Wir trafen unsern gütigen Wirth in Amsterdam noch in seinen vorigen Umständen an. Wir gaben Mariane für Carlsons Frau aus, und Caroline war seine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlson zwar nicht gegen den Feind, sondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich, und mein Mann bedaureten ihn sehr; aber wenn wir an seine Ehe dachten, so war uns sein Tod eine erwünschte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache besser schlichten, als der Tod? Die Aussprüche der

Geistlichen würden ganz gewiß wider diese Ehe gewesen seyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlassen, oder ohne einander das unglückseligste Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch sehr bange. Sie hatte sich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich schon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für sie ausfallen würde. Wir sahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte sie es erfahren. Wir ließen sie auf unser Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über sich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er an, sie errathen schon, was ich ihnen hinterbringen will? Erschrecken sie nur, denn sie müssen doch erschrecken. Hier ist ein Brief aus dem Lager. Sagen sie mir nichts mehr, versetzte Mariane. Ich kann den Innhalt des Briefs schon wissen. Mein Gemahl ist todt. Ich unglückselige Frau! Doch ich bin zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, sondern der Himmel entzogen hat. Nun sehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie ist er denn gestorben? Ist er im Treffen geblieben?

Wir erstaunten über diese unvermuthete Gelassenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich sah. Wir hatten uns auf die besten Trostgrün-

de vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indessen that sie gelassen, und betrauerte ihren Mann mehr durch stille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufschrift war Carlsons Hand. Soll ichs aufrichtig gestehen, so erschrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerst über seinen Tod erschrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieses wieder werden? Carlson wird seiner Krankheit wegen das Lager verlassen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nun war vor Freuden ganz außer sich. Der Brief war an sie, und sie brach ihn nicht etwan gleich auf. O nein, so viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man sich zehnmal vorgestellet hat, wie viel darinnen seyn könnte. Da sie ihn endlich erbrach, so war der Brief schon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlsons Tod berichtet hatte. Kurz, es war nur ein Abschiedsbrief an Marianen. Ich will die Abschrift hersetzen.

Liebste Mariane!

Dieses sind seit vier Wochen die ersten Stunden, da ich mich besinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückselig bin ich, daß ich krank gewesen, und dem Tode so nahe gekommen bin, ohne beydes zu wissen! Wie viel würde ich euertwegen binnen der Zeit ausgestanden haben, wenn ich meiner mächtig gewesen wäre! Gott sey für diese Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich sehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzusehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euren Mann, sondern els euren Bruder. Trauriger Name! Verschweigt unserer Tochter unser Schicksal, wenn sie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich ist, vor euch selbst. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unserm Leben! Was sieht nicht unsere Vernunft, wie viel sieht sie nicht, wenn unsere

sere Leidenschaften stille und entkräftet sind! Ja, ja, ich sterbe, ich sterbe getrost. Doch Gott! ich soll euch nicht wieder sehn? Ich soll euch verlassen, liebste Mariane? Ich soll sterben? Welche entsetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entstehen! Ach ich kann nicht mehr schreiben! = = = So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat sich zum letztenmale geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine Mutter, und meine beyden großmüthigen Freunde. Mein liebster Freund, Dormund, den ihr so vielmal bey mir gesehen habt, ist itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlassen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entschließen, wieder zu lieben: so vergeßt nicht, daß euer sterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit eurem Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geschenkt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!

So bald sie gesehen hatte, daß es ein Abschiedsbrief war, und daß sie sich in der bey dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen, so gieng das Wehklagen erst recht an. Ich will ihre Trostlosigkeit und etliche schlimme Folgen, die für sie und uns daraus entstunden, nicht erzählen. Es sind Umstände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichsam darein geflochten waren. Sie waren in

Ansehung unserer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel schliessen, wenn ich glauben mollte, daß sie deswegen dem Leser merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es schien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte. Unsere Capitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone stehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieses Land denken durfte. Ueber dieses war es auch durch den Krieg ganz erschöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unsere Gemüther gleichsam aufgelöset, die Ruhe nunmehr desto stärker zu schmecken. Man dürfte fast sagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es ist wohl wahr, daß das Unglück an und für sich nichts angenehmes ist: allein es ist es doch in der Folge und in dem Zusammenhange. Wenigstens gleichet es den Arzneyen, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder wird.

Mitten in unserer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlsons guter Freund, und überbrachte Marianen

nen die in dem Briefe erwähnte goldene Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht gesehen. Doch was brauchte er zu seiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unserm Carlson? Er war ein Holländer von Geburt, und von Person sehr angenehm. Er gewann unsere Vertraulichkeit sehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von seinen Renten für sich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht studirt; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewissen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutsch. Er ließ sich in Amsterdam nieder, und wir konnten seine Absicht leicht merken. Mariane war sein Wunsch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihretwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen schön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugesetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erst achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte sich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte sie in dem Freunde ihres verstorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz.

Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeuteten Stimme an: Madam, es wäre doch wohl billig gewesen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelassen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne gewesen wäre; allein so schickt sichs wohl nicht. Ich verstund diese Sprache sehr gut. Mariane, sagte ich, was machen sie sich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem sie unstreitig ihr Herz schon überlassen haben? Ich merke, sie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweisen, die das Ansehen einer Erkenntlichkeit haben sollte, ob sie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben sie mir die Uhr. Es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, die nicht studirt läßt, bey der ich sie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und sie schienen beyde einander zum Vergnügen gebohren zu seyn. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte, so geschah es doch aus einem Grunde, den ein Ehamann schwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eifersucht, der erbliche Fehler unsers Geschlechts. Ich besinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth

muth nicht reden, und ich befürchtete, das größte Unglück von ihr zu hören. Allein was kam endlich heraus? Sie seufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von seiner Untreue gesprochen. Ich fragte nach der Ursache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeit. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geschrieben; sie wäre zu ihm an den Tisch getreten; sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküsset, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkusse, noch mit einem Blicke geantwortet, sondern immer fortgeschrieben, nicht anders, als wenn er sie nicht sehen wollte. Ach GOtt! fuhr sie fort, wer weis, an wen der Untreue schreibt? Konnten sie denn nichts in dem Briefe lesen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer sollte wohl glauben, daß eine vernünftige Frau keine stärkere Ursache zur Eifersucht nöthig hätte, als so eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Gränzen der Vernunft? Und wenn dieser Schritt gethan ist, so hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entstehen wohl die meisten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im Anfange nichts; allein sie nehmen im Fortgange unsere Einbildung und andere Dinge zu Hulfe,

und werden alsdenn wichtige Ursachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eifersucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwan drey Vierteljahre gedauert, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er stund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte sehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben so stark quälte, als die Krankheit. Er bat seine Frau oft mit Thränen, daß sie ihn verlassen sollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das sie mit Carlsonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann sollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Trost zusprechen. Er wollte getröstet seyn, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, vielweniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende schien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte selbst kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beyde plötzlich zu sich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen und erpreßten Worten an, sich und die Liebe auf das abscheulichste zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte sich den größten Missethäter, den die Welt gesehen hätte. Ich bin, schrie er, Carlsons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen.

Ich

Ich Unsinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verloren. Ich sehe ihn, ich sehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redete ihm zu, er sollte sich besinnen, er würde in einer starken Phantasie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es ist mehr als zu gewiß. Mein Gewissen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines besten Freundes, ich Barbar! ich Bösewicht! Carlson besserte sich nach dem Abschiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir schon Hoffnung auf seinen Tod und auf Marianen gemacht hatte, so brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle seine Vernunft und Religion zu Hülfe, und suchte diesem Unglückseligen damit beyzustehen. Seine Verzweiflung wollte sich nicht stillen lassen. Er verlangte Marianen noch einmal zu sehen, und ihr seine Bosheit selbst zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen diese That nicht offenbaren sollte; er würde seinem Gewissen dadurch nichts helfen, und durch sein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe sie gerufen ward. Dormund redte sie an; allein sie hörte und sah vor Wehmuth nicht. Er nahm sie bey der Hand, und wollte das entsetzliche Bekenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu singen. Doch er schrie nur desto mehr. Mariane

mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte seinen Mord umständlich. Er berief sich auf den Regimentsfelbscheerer und auf den Feldmedicum, die Carlsonen, weil er es befohlen, nach seinen Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er sich selbst damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raserey. Sie stieß die grausamsten Namen wider ihn aus. Wir mußten sie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er schlief zween Täge und Nächte nach einander, ohne sich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde, allein er erholte sich. Wir kamen zu ihm. Wir mußten ihn als einen Mörder hassen; doch die allgemeine Menschenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor und bat uns mit tausend Thränen um Vergebung. Er versicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entsetzen vor den Augen herum gehen, sondern sich den entlegensten Ort zu seinem Aufenthalte, und zur Reue über seine Schandthat aussuchen wollte. Er bat, daß wir ihm Marianen nicht möchten wieder sehen lassen. Diese war auch schon in unsrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu trösten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht besuchen. Doch hörten wir, daß es sich besserte.

Mein

Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein Dormund war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurück gelassen:

Ich gehe, so weit als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane soll mich nicht wieder sehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausstehen, als diesen Mord durch einen Selbstmord häufen. Verfluchen sie mein Gedächtniß in ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdecken sie meine Schande der Welt nicht. Ich bin bestraft genug, daß ich Marianen und ihre großmüthigen Freunde verlassen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter ist. Mein zurückgelassenes Vermögen soll Marianen. Wollte ihnen doch Gott die Freundschaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwiesen haben! Doch Sie haben es ja einem Unmenschen erwiesen. Ich bin nicht werth, daß sie mich bedauern. Ach die unglückselige Mariane!

Dormund war fort, ohne daß wir wußten, wohin. Unsere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern schlagen lassen. Sie schlief in meiner Stube, und versicher-

sicherte mich, daß ihr viel besser zu Muthe wäre, und daß sie diese Nacht wohl zu schlafen hoffte. Der Morgen wies diese Prophezeihung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette, so sah ich ganze Ströme Blut davon herunter laufen. Was konnte ich anders vermuthen, als daß ihr die Adern im Schlafe aufgegangen seyn würden? Mariane lag in einem fühllosen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich schrie nach Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das entsetzlichste war, daß die Binden nicht abgefallen, sondern mit Fleiß aufgemacht zu seyn schienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu sich. Sie gestund, daß sie die Binden, aus Lust zum Tode, selbst aufgemacht hätte, und wünschte nichts mehr, als daß ihr Ende bald da seyn möchte. Sie küßte mich und sank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war sie todt.

Mir gieng es, wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden, und es doch nicht eher fühlen, bis sie aus der Gefahr sind. So bald Mariane todt war, so gieng erst meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beygemessen, weil ich dieselbe Nacht nicht genauer auf sie Achtung gegeben hatte. Allein welche menschliche Klugheit kann alles voraus sehen! Ich hatte Marianen in der That zur

Hei-

Heirath mit Dormunden gerathen. Ich sah, daß dieser Mann Schuld an ihrem Selbstmorde war. Ich dachte an Marianens Schicksal in der andern Welt. Und ich würde noch tausendmal mehr ausgestanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verstattet hätte, sie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßner, als ich. Ich weis nicht, wem sie ihren Beystand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie sah alles für ein Verhängniß an, dessen Ursachen sie nicht ergründen könnte. Sie tröstete sich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es ist gewiß, daß der Beystand der Religion in Unglücksfällen eine Unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer bessern Welt: so sehe ich nicht, womit sie sich aufrichten sollen.

Unser Unglück schien nunmehr besänftiget zu seyn. Wir schmeckten die Ruhe eines stillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehrten zu unsern Büchern zurück, und die Liebe versüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann schrieb um diese Zeit ein Buch: Der standhafte Weise im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode starb unser Wirth, und seine Frau hatte auch bereits die Welt verlassen. Dieser Todesfall machte eine grosse Veränderung in unsern Umstän-

ständen. Wir mußten unsere Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlassenschaft sehr hoch angewachsen waren. In der That war dieses eine große Last für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeschenkt, als daß wir es in unserer Verwahrung hätten behalten sollen. Andreas, Caroli-nens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir schenkten ihm einige tausend Thaler, und von dem übrigen Gelde boten wir ihm die Hälfte in seine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorsichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme ist; so muß ich sagen, daß wir oft nachläßig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtschaffener Mann war, der das Geld nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort galt bey meinem Manne so viel, als ein Wechsel. Wir haben in der That auf diese Art viel Geld eingebüßt, aber wir sind niemals darum betrogen worden. Unsere Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie wollten gern wieder bezahlen, ie mehr sie unsere Dienstfertigkeit sahen. Und sie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freygebig, wenn wir es auch von Natur nicht gewesen wären. Man glaubt es

kaum

kaum, was es für ein Vergnügen ist, wenn man wackern Leuten dienen kann. Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Ueberwindung dazu, das Vermögen, zu dienen, zurück zu halten, als es zu befriedigen.

Endlich verlieſſen wir aus verſchiedenen Urſachen Amſterdam, und wandten uns mit unſerer Tochter, nebſt Carolinen und Carlſons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unſer verſtorbener Wirth hatte uns bey ſeinem Tode ſeine Tochter, als die unſrige, anbefohlen. Dieſe nahmen wir alſo mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amſterdam in guten Händen. Dieſes Frauenzimmer, welches nunmehr etwan fünfzehn Jahre alt war, ſah eben nicht ſchön aus, ſie hatte aber ſehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß ſie ſich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein ſchönes Frauenzimmer, das nicht artig iſt, oder ein artiges, das nicht ſchön iſt, lieben ſoll: ſo wird man ſich leicht für das letzte entſchlieſſen. Ich kann ohne Pralerey ſagen, daß ich dieſes Kind, welches Florentine hieß, meiſtens erzogen hatte. Und wenn ich geſtehe, daß ſie auſſerordentlich viel Geſchicklichkeit beſaß, ſo will ich nicht ſagen, daß ich ſie ihr beygebracht, ſondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe,

sich solche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne sehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannspersonen, als unter ihrem Geschlechte aufgewachsen. Dieses halte ich allemal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr ist, daß die Mannspersonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: so ist es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Gesellschaft klug und gesetzt werden. Ich meyne aber gar nicht solche Mannspersonen, die insgemein für galant ausgeschrien werden, und die sich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand von nichts als einer abgeschmackten Liebe sagen. Solche Leute müssen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine junge Schöne keine Närrinn werden soll. Mir wäre es am wenigsten zu vergeben gewesen, wenn ich Florentinen nicht so wohl erzogen hätte, als es seyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und seit ihrem siebenten Jahre fast beständig um sie gewesen war. Ihre guten Eigenschaften machten sie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchsten Ehrenstellen bekleidete, und an dem sein Stand noch das wenigste war, was

ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unserer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag, so lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unsern Andreas ein. Er bat uns, daß wir mit an Bord gehen, und die Ladung ansehen möchten. Wir ließen uns diesen Vorschlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Period aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher gesagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beschreibe; so sehr weigert sich mein Herz, die Vorstellung einer Begebenheit in sich zu erneuern, die ihm so viel gekostet hat. Ich weis, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen ist, wenn man so erzählt, daß die Leser nicht die Sache zu lesen, sondern selbst zu sehen glauben, und durch eine abgenöthigte Empfindung sich unvermerkt an die Stelle der Person setzen, welcher die Sache begegnet ist. Allein ich zweifle, daß ich diese Absicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich gesagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf Deutsche Reisende auf demselben, und auch etliche Russen. Diese stiegen in unserm Angesichte ans Land, und gratu-

lirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft seines Schiffes, weil sie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See stets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daß er wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, so kömmt einer von den Passagieren auf mich zugesprungen, umarmet mich, und ruft: Ja, ja, sie sind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen: aber sie sind meine liebe Gemahlinn. Er drückte mich einige Minuten so fest an sich, daß ich nicht sehen konnte, wer mir diese Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unsinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber ach Himmel, wen sah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in Rußischer Kleidung, meinen ersten Mann, den ich zehn Jahr für todt gehalten hatte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward. So viel weis ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf stund und weinte. Er erblickte endlich seinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beyden habe ich kein Wort gehört, oder vor Bestürzung nichts verstehen können. Unser Wagen hielt gleich neben uns. Nach diesem lief ich zu, ohne meine beyden

den Männer mit zu nehmen, aber beyde folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich ihm aber gesagt habe, das ist mir unbekannt. Wir waren nunmehr in unserer Behausung, und ich fieng an, mich wieder selber zu verstehen. Mein Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigsten vermuthet. Er sagte mir wohl tausendmal, daß ich noch eben so liebenswürdig wäre, als da er mich verlassen hätte. Sein Vergnügen war um desto stärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben so wenig gewußt, als ich von seinem Leben. Herr R.. hatte uns verlassen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren also ganz allein. Mein Graf erzählte mir sein gehabtes Schicksal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wissen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen, antworten. Liebe und Schaam machten mich sprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich ausbündig liebte, und einen sollte ich verlassen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man, wis-

sen

sen will, was es heißt, von zween Affekten zugleich bestürmt zu werden, von denen einer so groß, als der andere ist. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für sich. Er hielt noch inständiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm sein Glück oder Unglück wissen lassen sollte. Aber umsonst. Was konnte ich ihm sagen, wenn ich nicht sagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich schwieg, ich seufzte; doch dieses war genug gesagt. Sind sie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als diese Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer; und vermehrte meine Bestürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie sah mich weinen; sie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng sie an, daß sie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, sprach der Graf zu mir, sie sind verheirathet! Ich unglückseliger Mann! Habe ich sie darum wieder finden müssen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer ist denn ihr Gemahl? Sagen sie mirs nur. Ich will sie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will sie gleich

ver-

verlassen. Sind sie mir nicht untreu geworden? Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand ist an meinem Unglücke schuld, als das Verhängniß. Vielleicht ist dieses die Strafe für die Liebe mit Carolinen. Ueberwinden sie sich und reden sie mit mir, fuhr er fort. Ich kann es von niemanden, als von ihnen anhören, wer ihr Mann ist. Ich sprang von dem Stuhle auf, und fiel ihm in die Arme, aber ich sagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, erweisen sie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene sie, das weis mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl kann ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schicksale und der Tugend mit meiner Liebe weichen. Durch dieses Geständniß brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht herein käme? Er ist ja mit ihnen in den Wagen gekommen, hub sie an. Er ist in seiner Stube und weint. Also, fieng der Graf zu mir an, ist mein liebster Freund ihr Gemahl? Dieses macht mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, daß sie ihren Papa rufen sollte. Allein er kam nicht, sondern schickte durch eben dieses Kind dem Grafen ein französisch Billet von diesem Innhalte.

Mein lieber Graf!

Sie dauern mich unendlich. Ich habe Sie durch die unschuldigste Liebe so sehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind gewesen wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gemahlinn entzogen. Können Sie dieses wohl von mir glauben? Der Irthum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Besitz ihrer Gemahlinn gegönnt. Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das sonst so tugendhafte Band. Sie sind zu großmüthig, und wir zu unschuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Hasse bestrafen sollten. Unsere Unschuld verringert Ihr Unglück; allein sie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu bestrafen ist, daß ich fliehe. Ich verlasse Sie, liebster Graf, und werde mich zeitlebens vor mir selber schämen. Wollte GOtt, daß ich durch meine Abwesenheit und durch die Marter, die ich ausstehe, Ihren Verlurst ersetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen diesen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Ist es möglich, so denken Sie bey diesem Briefe zumletztenmale an mich. Sie sollen mich nicht wieder sehen.

Der Graf verließ mich, so bald er diesen Brief gelesen hatte, und suchte meinen Mann. Doch er war fort, und niemand wußte, wohin. Diese

Nachricht setzte mich in eine neue Bestürzung. Mein ganzes Herz empörte sich. Ich hatte meinen ersten Mann wieder gefunden. Ich wußte, daß ich sie beyde nicht besitzen konnte; allein welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grausamste Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen sollte. Ich gehörte dem letzten so wohl, als dem ersten zu. Und nichts war mir entsetzlicher, als einen von beyden zu verlassen, so gewiß ich auch von dieser Nothwendigkeit überzeugt war. Der Herr R** war indessen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er seinen Freund wieder sähe. Er schickte sogleich nach dem Haven, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen sollte. Ich hatte ihm indessen erzählt, daß ich den Herrn R** freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich seine großmüthige Freundschaft nicht besser zu belohnen gewußt hätte, als durch die Liebe. Ich weis genug, fieng der Graf an, weder sie, noch mein Freund haben mich beleidiget. Es ist ein Schicksal, das wir nicht erforschen können. In wenig Sunden kam Herr R** zurück. Er war schon im Begriffe gewesen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichste, das er ihn wieder hätte zurück rufen lassen. Ich will nichts, als Abschied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen und ihrer Gemah-

linn. Gönnen sie mir diese Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben seyn. So gleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, sprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlinn, und verwandle meine Liebe von diesem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abschied nehmen; doch der Graf ließ ihn nicht von sich. Nein, sagte er, bleiben sie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlinn die zärtlichste Ehe wieder an. Sie ist mir noch so kostbar, als ehedem. Ihr Herz ist edel und beständig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein, mein lieber Freund, bleiben sie bey uns. Wollen sie mich etwan darum verlassen, daß ich nicht eifersüchtig werden soll, so beleidigen sie die Treue meiner Gemahlinn und mein Vertrauen. Bitten sie ihn doch, Madam, fieng er zu mir an, daß erbleibt. Ich hatte kaum so viel Gewalt über mich, daß ich zu ihm sagte: Warum wollen sie uns verlassen? Mein lieber Gemahl bittet sie ja, daß sie hier bleiben sollen. Und ich müßte sie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung gleichgültig seyn sollte. Bleiben sie wenigstens in Amsterdam, wenn sie nicht in unserm Hause bleiben wollen. Ich werde sie lieben, ohne es ihnen weiter zu sagen, und ob ich gleich aufhören werde, die Ihrige zu seyn,

so

so untersagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beständig Zeichen der Hochachtung und Freundschaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unser Bitten auch wirklich in Amsterdam. Er speiste oft mit uns, und seine Aufführung war so edel, als man nur denken kann. Wenn auch ich weniger tugendhaft gewesen wäre, so hätte mich doch sein großmüthiges Bezeigen tugendhaft erhalten müssen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann gewesen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Mine durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, so gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundschaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des seinigen. Er war oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich so viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weis, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein stummes Bekenntniß von meiner Liebe gethan habe; so gewissenhaft ich auch mit ihm umgieng, und so sehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erstaunte der Graf sehr. Er hätte es lieber gesehen, wenn sie unsere Wohnung verlassen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Gesellschaft nicht entziehen sollte. Kön-

nen sie meiner Tugend trauen, sagte ich zu ihm, so müssen sie wissen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schicksal der beyden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeschlagen machte. Er führte sich indessen gegen Carolinen sehr liebreich auf. Er scherzte oft mit uns beyden; allein sein Scherz war so behutsam, daß er weder sie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abwesenheit noch kürzlich so viel erwähnen. Die Russen hatten von dem Dorfe Besitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelassen worden. Da er nach und nach wieder gesund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Rußland geschickt. Er hatte seinen Namen aus Furcht, daß man ihn desto eher an die Schweden ausliefern möchte, verschwiegen, und sich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittenen Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre in Sieberien hat zubringen müssen, damit will ich die Fortsetzung von meiner Geschichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausstehen müssen. Er starb. ***

Doch ich will itzt nichts mehr sagen.

Ende des ersten Theils.

Leben
der
Schwedischen Gräfinn
von G***.

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgestanden, zu empfindlich als daß ichs nach seiner Länge erzählen und in eine gewisse Ordnung bringen sollte. Allein ich brauche auch diese betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach seiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Den einen hatte er an einen Geistlichen auf seinen Gütern in Liefland addreßiret, der aber nichts von meinem Auf-

enthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie wan in dem Verfolge der Erzählung sehen wird. Diese Briefe enthalten den grösten Theil von dem, was ihm in Moskau und Siberien begegnet ist. Ich will sie also unverändert hier einrücken. Es ist immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn sie der selbst erzählet, dem sie zugestossen ist. Sie werden über dieses den edlen Charakter des Grafen und seine beständige Liebe gegen mich in ein gröſſer Licht setzen. Wie groß ist sie nicht gewesen! Und eben zu der Zeit, da er mich so brünstig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur sein Elend hat vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genossen. Wie viel tausend Thränen hat mich dieser Gedanke schon gekostet, und wie oft bin ich vor meiner unschuldigen Liebe zu dem Herrn R** als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erste Brief ist aus der Stadt Moskau geschrieben.

* * *

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daß ihr diese Nachricht schon wüßtet, oder sie wenigstens durch diesen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueberfall, den die Russen drey Tage vor meiner angesetzten Hinrichtung auf das

Dorf

Dorf thaten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebste Gemahlinn, diese Vorsehung ist eine Frucht eurer Thränen und meiner Unschuld. Ich habe etliche Tage nach dem geschehenen Ueberfall kaum mehr gewußt, daß ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir selber kam, und mich in den Händen der Russen sah; so gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Capitain aus: und nannte mich Löwenhök. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in diese, bald in jene Festung, und endlich nach der Stadt Moskau geschleppt worden bin, sind nicht mehr, als zween Officiere, die mich kennen. Sie sind Engelländer von Geburt und die treusten und besten Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünschen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freyheit erhalten, einige von seinen Landsleuten, die hieher handeln, zu sprechen, und durch diese hat er mir, einen Brief nach Liefland zu bestellen, die sicherste Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch schon in euren Händen wäre! Wenn ich doch nur eine von den Thränen der Freude sehen sollte, die euch die Nachricht von meinem Leben auspressen wird! Wo habt ihr euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Ist mein Freund N** mit euch geflüchtet?

Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlinn! Gönnt mir doch den Trost, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige eurer Tugend und eurer Liebe gegen mich zuschreiben darf. Nichts als diese Ursache ist vermögend, mir mein Elend zu versüssen, und mir die Schande, und das schreckliche Andenken eines gewaltsamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertragt meine Abwesenheit gelassen, ich bitte euch bey unserer Liebe, und hofft, wir werden uns gewiß wieder sehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach! wo weis ich denn, ob ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederschreiben kann! Nein, mein einziger Wunsch in der Welt, ihr lebt noch. Mein Herz sagt mirs, und es verspricht mir die Wollust, euch noch einmal, ehe ich sterbe, zu umarmen. Um diese Glückseligkeit bitte ich die Vorsehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelassen haben, als daß ich noch einen Theil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zubringen soll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir schmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden, und wie lange werden wir nach tausend Umarmungen sprechen! ehe

wir

wir uns satt reden und unser Herz und unser Schicksal einander ausschütten werden! Bekümmert euch nicht zu sehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elendes nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R**. Erlauben es eure Umstände: so überschickt mir einen Wechsel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkstelligen kann. Ich bin seit meinem Arreste von allem entblößt gewesen. Ich habe alle Beschwerlichkeiten ausgestanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemeine Mitgefangene gesättiget hat, ist die ganze Zeit über gut genug für mich gewesen. Die Erbitterung der Russen gegen die Schwedische Nation hat uns das Elend, gefangen zu seyn, am beschwerlichsten gemacht. Sie nennen ihre Sorglosigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unsere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbarische Bezeigen, womit unser König, wie sie sagen, den gefangenen Russen begegnen ließ. Das Schrecklichste, was wir, nachdem wir über die Polnischen Gränzen waren, erfahren haben, ist der Mangel an frischem Wasser gewesen, weil wir oft, um die Moräste zu umgehen, einen Umweg durch sandigte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen seit meiner Gefangenschaft hat in zwanzig Thalern bestanden, mit denen mich ein gemeiner Schwedischer Soldat unlängst beschenkt hat. Er starb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marsche viele Dienste erwiesen, und ich belohnte seine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf sein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in seinem Brusttuche ein Goldstück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn seine Braut in Stockholm bey seinem Abschiede beschenkt. Dieses gab er mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen sollte, seiner Braut seinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich schicke euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name steht. Wenn es möglich ist: so laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und schickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir und meinem lieben Steeley so viele Dienste gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, todt war: so schlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Flusse entgegen. Wie erschrackt ihr, meine Liebenswürdige,

wie schön entsetztet ihr euch, mich wieder zu finden! Ich erwachte über diesem Traume, und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufstund, für diesen glücklichen Traum. Die Freundschaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von sechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey seinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Cameraden so wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn sie etwan auf dem Marsche sterben sollten; sie beeiferten sich recht von diesem Tage an, mir zu dienen, und darbten sich oft das frische Wasser ab, damit sie es mir und Steeleyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehn, so hinfällig war ich. Allein ehe mich meine sechs Landsleute zurück ließen: so trugen sie mich lieber etliche Tag lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binsen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus guten Herzen über sich, zu der sie ausser dem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieser Krankheit insonderheit den großen Unterscheid gesehn, der unter den Diensten ist, die man uns aus Gehorsam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem andern aus einem geheimen Triebe der Freundschaft und des Mitleidens er-

weiset. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals sinnreich in Anschlägen, noch geübt in Gefälligkeiten gewesen waren, wurden sorgfältig und sinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil sie es gern erhalten wissen wollten. Dieses ist die einzige Krankheit gewesen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugestoßen. Vor sechs Wochen sind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die ersten gefangenen Schweden in diesem Kriege gewesen, an denen die wilden Einwohner dieses Orts ihre rachsüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unser wohl drey bis vier hundert seyn, die man in einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze gestanden und tausend Schimpfreden, die wir aus den Geberden unsrer Feinde errathen konnten, angehört hatten, drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo sein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: was? hast du meinen Sohn umgebracht?

und

und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zu Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wuth befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe gewesen seyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines Königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwede und vielleicht auf eben dem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schicksal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu seyn, in einem Behältnisse, in dem ich, ausser der Gesellsachft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weis, als von der, mich euer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat, wie ich euch schon gesagt, durch ein Geschenke, das er dem Aufseher über die Gefangnen von dem Reste unsrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu sprechen. Diese haben ihm hundert Thaler vorgeschossen, und alles für ihn zu thun versprochen. Durch dieses Geld hoffen wir uns von unserm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freyheit zu erkaufen; denn durch Geld lassen sie sich, wenn sie anders

mitleidig seyn könnten, am ersten mitleidig machen. Er brachte mir bey seiner Zurückkunft eine Flasche mit Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, sprach er, da er die Flasche aus der Tasche zog, daß ich bey meinen Landsleuten schon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erste Glas in eurer Gesellschaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekostet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unser Unglück einige Augenblicke vergessen und die Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorstellen, was wir wünschen. Wir tranken ein Glas. Welche Wollust war das für uns! Wir ehrten durch unsere Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geschenkt, unsere Herzen zu begeistern, und dankten ihm durch ein stilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir seit ganzen Jahren nicht genossen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unserer Flasche Wein zu. Wir wollten nicht an unser ausgestandenes Schicksal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unsrer betrübten Begebenheiten übersehn sollten. Wir wiederholten sie einander, als ob wir sie einander noch nicht gesagt hätten. Wir richteten uns bey unsern

Kla-

Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiser Gott dieses Schicksal über uns verhängt hätte, daß wir uns unser Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns seinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles was uns begegnen würde, mit einer uns anständigen Gelassenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünschen, diese Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unserm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieses nicht wollte, werden wir auch da gelassen bleiben? Wenn Gott dieses nicht wollte, sprach ich, und konnte nichts mehr sprechen. Es ward finster in meinem Verstande. Ich sah keine Gründe zur Gelassenheit mehr, aber Ursachen genug, mich zu beklagen und euren Verlust zu beseufzen. Wir schwiegen eine Zeitlang still, als ob wir uns schämten, den Entschluß zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. Wie Gott will, fieng endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die größte Unruhe verrieth, wie Gott will! Ich will durch meine Gelassenheit gar nicht einen Anspruch machen, daß er seine Schickungen nach meinem Wunsche einrichten soll. Nein, er soll sie ordnen. Aber ist denn das Verlangen, unser Va-

ter-

terland wieder zu sehn, und aus dieser Barbarey erlöset zu seyn, ein ungerechter Wunsch? Sollen wir denn in diesem kläglichen Zustand, unser ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen? So sah es mit unserer Gelassenheit aus, und so ist es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu seyn, sind wir am unzufriednesten geworden. Man sieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorsehung nachhängt, die Unmöglichkeit, sich selbst zu helfen, deutlicher, als wenn man sich seinen Empfindungen überläßt; man sieht die Nothwendigkeit, sich ihren Führungen zu überlassen, und man will doch zugleich nicht von dem Plane seiner eigenen Wünsche abgehen. Man will ihn gewiß, man will ihn bald ausgeführt wissen, und man sieht doch, daß die Umstände dazu nicht in unserer Gewalt stehn. Für diese traurige Entdeckung will sich unser Herz gleichsam durch die Unzufriedenheit rächen, und es umnebelt den Verstand, damit es von seinem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Gefangnen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl verstattet man uns nicht die geringste Freyheit auszugehen. Mein erstes Geschäffte in meinem itzigen Gefängnisse ist dieser Brief, und daß wir keine Geschäffte haben, über denen wir uns zuweilen vergessen könnten, dieses macht unser Elend voll-

vollkommen. Wenn auch die Erlaubniß, die sich Steeley erkauft hatte, seine Landsleute einige Stunden zu sehen, uns nichts zuwege gebracht hätte, als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: so würde sie uns doch schon kostbar genug seyn. Denn Dieses haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, ist zu unserm Unglücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden; und so elend wir beyde daran sind: so muß es ihm doch noch weit kümmerlicher gehn, da er von allem Gelde entblößt ist. Steeley grüßt euch tausendmal und ist so sehr euer Freund, als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte: so würde mir die Gefangenschaft eine Hölle seyn. Er hat bey einem redlichen und zärtlichen Herzen gewisse Fehler, für die ich ihm recht verbunden bin, weil sie oft unsere traurige Stille unterbrechen, und uns etwas zu thun geben. Er liebt die Verdienste seiner Nation auf Unkosten der übrigen Völker. Diese Partheylichkeit, ein natürlicher Ungestüm, und der Fehler des Widersprechens machen mir ihn nothwendig und zugleich schätzbarer. Seine Widersprüche kommen aus einer Fülle des Geistes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im Denken, aus einem Hasse gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberfluße der Aufrichtigkeit und leicht aufwallender Empfin-

dungen

dungen her. In seinem Charakter und in seinem Munde verliert also das Widersprechen das meiste von seiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Gesprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenschaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir sind für einander gemacht. Seine Fehler sind von den meinigen das Gegengewicht, und machen seine guten Eigenschaften nur desto sichtbarer. Er ist sehr vortheilhaft gebildet, und seine Mine ist so lebhaft, als sein Herz. Er ist noch jung. Das Unglück in der Liebe ist Ursache, daß er sein Vaterland verlassen und wider seine Neigung, blos aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienste angenommen hat. Ich will euch sein Unglück kurz erzählen, und ihm euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebst seinem Vetter Sidne die Universität zu Oxfort verlassen, begiebt er sich auf seines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um desto ruhiger studiren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmanns, bekannt, und fängt an, das erstemal zu lieben. Nach zwey Jahren, nach tausend besiegten Hindernissen, und nach tausend Beweisen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Aeltern das Ja, und von seinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung

mit

mit seiner geliebten Antonia wird angesetzt. Sie soll morgen auf seines Vaters Landgute vor sich gehen, und heute reist er mit ihm zu ihr, um sie nebst den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derselben soll die Rückreise erfolgen. Er sitzt mit seiner Antonia in der zärtlichsten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, daß die Wagen angespannt würden. Verlaßt mich einen Augenblick, fängt sie zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig ist: so holet mich ab. Er kömmt wieder und fodert sie zur Abreise auf. Nun bin ich, spricht sie, indem sie ihm die Hand reicht, bereit, euch zu folgen. Es war mir so bange, und ich weiß nicht warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in euern Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegen eile? Kommt, ich bin die Eurige. Er setzt sich darauf mit ihr in die Kutsche, und die Uebrigen folgen in zween andern Wägen nach. Die Liebe, die unschuldigste und seligste Liebe, ihr Ursprung, ihr Fortgang, alles, was sie für einander gefühlt haben, ist in dem Wagen ihr Gespräch. Indem sie noch reden, und etwan noch eine Stunde bis auf seines Vaters Landgut haben, zieht sich ein Gewitter auf. Im kurzen wird der ganze Himmel schwarz, und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erschlägt eins von ihren Pferden. Antonia springt darauf in der größten Angst aus

dem

dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit ihr in das nächste Dorf zu eilen. Indem sie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen entsetzlichen Schlag, und er sinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu sich selbst kömmt, sieht er seine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödet, lehnen, so wie sie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein gröſſer Unglück seyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthigte ihn sein Vater, eine Reise vorzunehmen, um seine Schwermuth zu zerstreuen. Er thut ihn in das Gefolge des Englichen Gesandten, der nach Stockholm geht, und giebt ihm seinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieser Stadt entschlieſst er sich aus Schwermuth, und aus Verdruß gegen sein Leben, ohne Wissen des Gesandten, Kriegsdienste anzunehmen und muntert seinen Vetter zu eben diesem Entschlusse auf. Er hat nunmehr an diesen Gesandten geschrieben, und ihm sein Unglück und seine Gefangenschaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitains Loewenhök, gebeten. Vielleicht vermag dieser Mann etwas zu unserer Befreyung. Adreſsirt eure Briefe nach der beygelegten Aufschrift an den Sekretär dieses Gesandten; er ist Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu schreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird euch denn dieser Brief auch antreffen? Ja,

ich hoffe es und tröste mich schon mit einer Antwort von euch ==

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allen dreymal an mich geschrieben. Zweymal aus Moskau und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau ist ganz verloren gegangen. Er ist ohngefehr ein Jahr nach dem vorhergehenden, und zu einer Zeit geschrieben gewesen, in der es ihm in seiner Gefangenschaft am erträglichsten gegangen. Steeley hatte nämlich durch seine Landsleute und durch ihr Geld den Aufseher der Gefangnen immer mehr gewonnen. Er hatte es so weit gebracht, daß sein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beygesellet worden war. Durch den Beytritt dieses Unglückseligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten ist, war ihr Ungemach einige Zeit sehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von diesem Sidne nicht gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtsam gewesen, und bloß Steeleyn zu Liebe ein Soldat geworden. Er hatte nach seiner natürlichen Beschaffenheit die Beschwerlichkeiten der Gefangenschaft empfindlicher gefühlt, als sie beyde; und so traurig er selbst gewesen war: so war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Muth verloren hatten, aus Liebe für sie, gelassen und ihr Beruhiger gewor-

den.

den. Der Brief, den mein Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geschrieben, ist folgender.

Liebste Gemahlinn!

Ich hoffe, daß ihr noch lebt, weil es mein Herz wünscht, und ich hoffe sogar, daß dieser Brief, den ich in dem entferntesten und schrecklichsten Theile der Welt schreibe, gewiß in eure Hände kommen soll. Ein polnischer Jude, der nach Tobolskoy handelt, und im Begriff steht, wieder nach Polen abzureisen, ist mein Freund und grosser Wohlthäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreyer aus der Gefangenschaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schicksals noch, wie andre Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten, und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und fast schon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieser Mann ist auf die edleste Art dankbar gewesen, und hat mir bewiesen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen giebt, das sie am wenigsten zu haben scheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er seines Reichthums wegen in Ansehen steht. Herr, sprach er, dieser

Schwe-

Schwedische Officier hat mir, wie ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daß dieses nicht bey ihm stünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menschen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde, und bat, daß er mir die beschwerlichen Dienste eines ins Elend Verwiesenen erlassen möchte. Der Gouverneur versprach ihm dieses, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Copecken für mich erlegen sollte. Mein Wohlthäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat sich zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern besuchen dürfte. Doch ehe ich euch meine itzigen Umstände weiter beschreibe: so muß ich euch erst sagen, wie mirs seit drey Jahren in Siberien gegangen ist, und wie ich in dieses Land gekommen bin.

Wenn ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: so werdet ihr wissen, daß Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte verwahret wurde. Das Geld, das Steeley von seinen Landsleuten aufs neu bekommen, langte einige Monate zu, unsere äußerlichen Umstände zu verbessern. Wir durften nicht bloß von der elenden Kost leben, die man den Gefangenen reichte. Wir konnten wenigstens zu Mittag

ge etwas bessers haben. Wir hatten dem Aufseher lange angelegen, uns einige englische oder französische Bücher zum Lesen zu verschaffen; allein wir erhielten keine. Er gab uns etliche rußische Chroniken, und einen Popen oder Geistlichen, der uns diese Sprache lehren sollte. Wie froh waren wir, daß wir etwas zu thun bekamen! Es waren sehr mittelmäßige Bücher, und dennoch lasen wir sie wohl zehnmal durch. Wir konnten wenigstens, so lange wir sie lasen, nicht an unser Elend denken, und dieser Vortheil war groß genug für die Mühe, die wir anwenden mußten, wenn wir die Geschichte der alten barbarischen Fürsten in Rußland verstehen wollten. Unser Pope vertrieb uns durch seinen Unterricht in der Sprache alle Tage etliche Stunden für ein geringes Geld. Er brachte endlich einige kleine Bücher mit, welche von der griechischen Religion handelten. Er war so unwissend darinne, als man nur seyn kann. Steeley widersprach ihm nach seiner Gemüthsart sehr oft; und so wenig er noch das Rußische sprechen konnte: so konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun, weil wir nach und nach viel Bosheiten bey dem Popen merkten. Da endlich unser Geld alle wurde, und der Pope auf die letzt meistens betrunken zu uns kam: so dankten wir diesen Geistlichen ab. Dieses ver-

droß

droß ihn. Er schalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das letzte Geld für seine Unterweisung auszahlte. Wir suchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillschweigen zu besänftigen; aber vergebens. Der Brandwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und schrie, bis die Wache herein trat. Sie fragte, wer es wäre, und der Bösewicht beschuldigte uns, daß wir wider den Zaar und die Kirche gesprochen hätten. Die Wache ward über diese Beschuldigung so rasend, daß wir in der Gefahr waren, umgebracht zu werden. Der Oberaufseher kam und versprach dem Popen Genugthuung; wir aber wurden gleich als die größten Missethäter geschlossen. Ach meine Gemahlinn, soll ich euch unsere damalige Angst beschreiben? soll ich euch alles sagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, dessen Wort unbetrüglich war, wiederholte seine Beschuldigung zuerst gegen Steeleyn. Mein Freund berief sich auf seine Unschuld; aber vor diesem schrecklichen Gerichte galt sie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbarischen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte heraus zubringen. Man ließ ihn niederwerfen, und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen sollte. Er stund diese Marter vor unsern Augen standhaft aus, und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den

blossen Leib schlugen, nicht die geringste Klage hören. Als seine Quaal vorüber war, ohne daß man ihm ein Geständniß hatte abzwingen können, so kam die Reihe an den unglüseligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tausend Thränen und Bitten dieser Marter vergebens zu entgehen suchte, ward endlich niedergerissen. Ich wollte das Gesicht wegwenden, um seiner Quaal nicht mit zuzusehn; allein die Wütriche nöthigten mich, der nächste Zeuge davon zu seyn. Er erduldete sie, ohne sie zu überleben. So bald man ihm die gesetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: so lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geschirr Wasser und goß es ihm über das Gesicht, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieses befremdete unsere Richter um desto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieser Marter das Leben einbüssen. Steeley war wegen seines Unvermögens bey Seite geschafft! Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu seyn, mein Schicksal. Der boshafte Pope verlor entweder mit dem Leben des Sidne seine Rachbegierde, oder er hielt sich von mir am wenigsten beleidiget. Er beschuldigte mich keiner Lästerungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich gestehen sollte, daß meine beyden Cameraden welche ausgestoßen hätten. Ich vertheidigte mich, daß ich

von

von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde, und fragte noch einmal, ob ich nichts gehört hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode bestürmten mich entsetzlich. Dennoch beschloß ich, eher zu sterben, als durch ein falsches Bekenntniß mir das Leben zu retten, und es Steeleyen vielleicht zu nehmen. Ich weis nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen bewegte; genug er bat für mich um Gnade und sagte, daß ich vielleicht die Lästerungen nicht könnte verstanden haben, weil ich nicht so viel Rußisch könnte, als die beyden andern. Man ließ mich also wieder aufstehn und brachte mich in unser Gefängniß zurück, in welchem ich Steeleyn sinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geschlossen. Er sprach die ganze Nacht kein Wort und lag in einem fühllosen Schlummer. Der Morgen brach ein. Ich redte auf meinen Freund und er schlug endlich zu meiner Freude die Augen auf, und reichte mir die Hand. Unser Aufseher kam und erkundigte sich, ob Steeley noch lebte. Er ließ mir die Bande abnehmen und schien uns beyde zu bedauern. Ich versicherte ihn bey allem, was heilig ist, daß mein Freund so unschuldig wäre, als ich. Das hilft euch nichts, sprach er. Das Zeugniß des Popen,

als eines Geistlichen, gilt, und ihr seyd beyde verurtheilet, nach Siberien geschickt zu werden. Gott helfe euch! ich kann euch nicht helfen, sonst muß ich alles von dem Popen befürchten. Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halse geschnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwiesen werdet; denn dieses widerfährt denen, die wider den Staat, oder die Kirche gesprochen haben. Warum seyd ihr so unvorsichtig gewesen und habt den Popen beleidigt? In ein Paar Tagen wird man euch nebst andern Gefangnen nach Siberien schicken. Ich werde euch wohl nicht wieder sehn. Ich warf mich neben Steeleyn nieder, der immer noch in seiner Betäubung lag, und wenigstens itzt glücklicher war als ich, weil er sich seiner nicht mehr bewußt zu seyn schien. An statt, daß der Aufseher mir einen Trost hätte zusprechen sollen: so forderte er für die grausame Nachricht, und für seine Dienste überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taschen, um für ihn etwas zu suchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen. Da der Aufseher kein Geld mehr sah, so schien der Schatten von seinem Mitleiden zu verschwinden. Er gieng misvergnügt fort, und ließ mich in einem Zustande liegen, den ich euch nicht beschreiben kann. Ich versank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menschen in meinen Gedanken verlassen, und feindselig im

Her=

Herzen wider beyde, schlief ich schrecklicher Mensch ein, indem ich mir den Tod tausendmal wünschte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerstörten und ermatteten Geister hatten eine lange Ruhe nöthig, wenn sie wieder zu sich selbst kommen sollten. Ich glaube, daß ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geschlafen habe. Ich erwachte und sah meinen Freund mit aufgeschlagnen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre; denn er war weggeschafft worden, ehe Sidne starb. Ich konnte ihm nicht antworten. Ist er todt? ach wenn doch Gott das wollte! so wäre er glücklicher, als wir. So ist er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich sagte ihm, daß er todt wäre. Ich fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfände, und er fragte mich, ob ich sie noch sehr fühlte; denn er glaubte, daß ich seine Marter ebenfalls ausgestanden hätte. Also hat man euch verschont? fieng er, nach meiner Erzählung, an. Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne ist todt, und ihr habt meine Quaal nicht gefühlt. Für beydes müssen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von unsrer Verweisung nach Sieberien nicht länger verschweigen. Ich sagte ihm, was ich von dem Aufseher gehört hatte. Er schien durch das erlittene Unglück schon so unempfindlich geworden zu seyn, daß in Si-

berien nicht mehr schreckte. Als ich aber davon anfieng, daß man uns vielleicht noch grausamer begegnen würde: so rang er die Hände. Nein, nein, schrie er lieber den Tod, tausendmal lieber, als jenes. Wolt ihr noch leben, wenn man euch so mißhandelt? Wir überliessen uns der Wut und der Verzweiflung vom neuen. Indem trat der Aufseher in unser Gefängniß und kündigte uns an, daß man uns Morgen früh nach Siberien abführen würde. Wird man uns, rief Steeley, noch etwas mehr thun? Nein, sprach der Russe, nichts mehr, ihr seyd beyde nur verurtheilt, nach Siberien zur Arbeit verwiesen zu werden. Nun schien uns das größte Elend geringe zu seyn, da wir nur hörten, daß man keine weitere Gewalt an uns ausüben wollte; und wir fanden in dem Verlust dieser Furcht eine Art des Trostes, den uns alles andre nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufseher noch eine Belohnung geben, allein sein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange gesucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er stund vor Freuden zum erstenmale von seinem Lager auf, und sagte dem Aufseher, daß er seinen Reichthum mit ihm theilen wollte. Dieser war auch so menschlich, daß er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley fragte darauf, wo man den todten Körper des Sidne hingethan hätte, ob er ihn nicht noch einmal sehn könnte. Der Russe

antwortete, daß man ihn schon an dem Orte eingescharret hätte, wo die Missethäter begraben würden. Er liege, wo er wolle, fieng er mit einem thränenden Ungestüm an, er ist doch ein ehrlicher Mann und mein Freund: es ist ihm unrecht geschehn == Ich rief ihm zu, daß er schweigen und sich aus Liebe zu seinem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen sollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von seinen Landsleuten zu sprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unser Aufseher Abschied. Wir dankten ihm unaussprechlich für seine Menschenliebe, ob wir sie gleich meistens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter thun würde. Er versicherte uns dieses mit dem größten Eide, den sie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu essen schaffen sollte; denn es war wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er großmüthig, und sagte, daß er uns zu essen und auch ein Glas Brandwein auf unsere traurige Reise, und Steeleyn ein Pflaster über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienste thun würde. Er hielt sein Wort und brachte uns, was er uns versprochen hatte. Wir assen den Abend ziemlich ruhig und ergaben uns in alles, was

uns begegnen würde, weil wir sicher waren, daß uns fast nichts schreckliches begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte sich durch das empfangene Pflaster. Der Morgen brach an, ohne daß wir geschlafen hatten, und man foderte uns zur Reise auf. Der Aufseher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Sieberien sollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr, meistens vornehme Russen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehn auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeleyn von mir trennte und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; also kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts. als einzelne Worte mit ihm sprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Russen, und ihre Herzen waren so wild, als ihre Gesichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und sie schämten sich, daß sie als rußische Knees, mit einem Schweden und einem Franzosen, denn dieses war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen sollten. Der Franzos der Major gewesen war, und sich unglücklicher

licher Weise seinem Obersten mit dem Degen wi-
dersetzt hatte, ward bald mein Vertrauter, und
air waren um desto glücklicher, weil die Russen
kein Französisch verstunden. Er hatte die edlen
Meinungen einer guten Erziehung im Felde nicht
verloren, und so unterschieden seine Gemüths-
art von der meinigen war; so machte uns doch
das Unglück schon halb zu Freunden. Er hatte
ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Miß-
trauen, das ich anfangs hey ihm merkte, ver-
lor sich völlig, da er mein Herz kennen lernte.
Ich bildete ihn auf unserm elenden und beschwer-
lichen Wege so, wie ich ihn haben wollte, und
wie er seyn mußte, wenn er mir Steeleys Ver-
lust einigermaßen ersetzen sollte. Je näher wir
Siberien kamen, desto unfreundlicher wurden wir
an denen Orten aufgenommen, wo man uns
weiter fortschaffen mußte. Wir achteten die Nie-
derträchtigkeiten, ich und Remour, so hieß der
Franzose, kaum mehr, mit denen man uns be-
gegnete. Wir bleiben doch rechtschaffene Leute,
sprach der Major immer zu mir, wenn uns gleich
der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vorneh-
men Russen, wir waren einer so arm, als der
andre; und wenn wir auch etwas gehabt hätten:
so würde uns doch der Pöbel, oder unsere eige-
ne Bedeckung nichts gelassen haben; so feindselig
geht man mit denen um, die das Unglück haben,

nach Siberien bestimmt zu seyn. Wir hatten nichts als trocknes Brod und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meisten. Niemand empfand sie mehr, als der arme Steeley an seinem mishandelten Körper. Nach ungefähr sechs oder sieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwiesen waren. Wir fanden, daß ichs kurz sage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Elend eines ins Elend Verwiesenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgestellt, und ich hatte das Unglück von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerley Schicksal auf, nämlich die elende Beschäfftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den Rußischen Hof geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muß, der sich zu der niedrigsten Verrichtung verdammet sieht, der mit stumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder sie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen solcher Menschen stehen muß, die nicht viel vernünftiger, und oft grausamer, als Thiere sind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Last verlöre; wenn nicht die größten Beschwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohn-

heit

heit würden, oder, daß ich mehr sage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich sind, nicht selbst ihr Schicksal durch ihre Unschuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewissens in gewissen Stunden erleichterte; so würde mein Zustand in Siberien ein Stand der Verzweiflung gewesen seyn. So elend jeder Tag verstrich: so fand ich doch wenigstens alsdenn eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour sehn und sprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm schon hundertmal gesagt hatte, in seine Seele ausschütten konnte. Ein Sklave zu seyn, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in diesem Elende zum Gefährten zu haben, ist zugleich die größte Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles ist ein Trost, der sich nicht ausdrücken läßt, alles ist Mittleiden; und was sucht ein unglückliches Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu seyn, unterworfen ist, mehr, als Mitleiden? Ich würde undankbar gegen mein Schicksal seyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeste noch in seinen Umständen zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge scheint sich, den Unglücklichen zu gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniß gewesen seyn würde, ward mir im

Unglücke ein Trost. Ich habe seit dem ich so glücklich bin, weniger ein Sklave zu seyn, diesen Spuren der Vorsehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächsten war, und in der Ferne einen andern Verwiesnen erblickte, in diesem Anblicke einen Trost gefunden. Der Tod selbst, der uns sonst so schrecklich scheint, ist mir tausendmal zur Wollust geworden, und der Gedanke von ihm, der uns sonst niederschlägt, hat mich unter der Last, unter der ich seufzte, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorstellung, daß ich in dieser oder jener Nacht vielleicht sterben könnte, oft so freudig eingeschlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünschte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: so brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich also drey Jahre in einer vollkommenen Knechtschaft zugebracht, und, gleich den andern Gefangnen, mir das Brod aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewisse bestimmte Anzahl der Thiere, die wir fiengen erkaufen müssen: so ereignete sich die Begebenheit mit dem polnischen Juden. Dieser dankbare Mann, wie ich euch schon erzählt habe, hat mich durch seine Vorbitte bey dem Gouverneur und durch sein erlegtes Geld von der Arbeit befreyet

Er

Er hat es nach und nach so weit gebracht, daß ich in ein lichter und geraumer Behältniß gekommen bin. So bald ich dieses nur hatte: so suchte er mir meine Gefangenschaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir ein bequemes Kleid, und entriß mich dem groben und wilden Anzuge, in welchem ich nun schon so lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das noch hier vor meinen Augen hängt und mich an das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wiewohl mich diese Anfangs nur an dem Schlafe hinderten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hatte sie fast unnütz für mich gemacht. Er besuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Gutthat zu erweisen. So sehr mein Zustand von dem vorigen unterschieden war; so war er mir doch nicht angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeley, oder mit Remourn, theilen konnte. Von Steeleyn hatte mein Wohlthäter auf mein Bitten die Nachricht eingezogen, daß er nach Pohem, vierzehn Tagereisen von Tobolskoy, gebracht worden wäre, ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hatte mir ein Geschenk von einem Dutzend Dukaten gemacht, damit ich in seiner Abwesenheit etwas zu meiner Versorgung hätte. Ich wagte es und bat ihn, daß er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige

Er-

Erquickungen dafür schaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steeley auf. Er that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denselben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelassen wurde. Ich theilete mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieses Vergnügen noch mehrmal zu geniessen; allein er ward darauf krank und starb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor seinem Tode, die Erlaubniß, ihn zu besuchen, da er kaum noch etliche Worte stammeln konnte. Der Jude setzte, wie er mir versprochen hatte, seine Besuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anschläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und sagte mir, daß er bey dem Zaar in großen Gnaden stünde, daß er mit ihm in Deutschland gewesen wäre, daß seine Gemahlinn, aus Curland gebürtig und eine Vertaute der Catharina gewesen sey. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein grosser Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunst verstünde, mir vielleicht gar seine Gnade erwerben würde. Dieß war mir eine sehr angenehme Nachricht. Ich sagte ihm, daß ich zeichnen und Risse zu Gebäuden machen könnte, und wenn er mir die nöthigen Sachen schaffte, so würde ich wenigstens eine Beschäfftigung in meiner Einsamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich

einige

einige Wochen. So bald ich einen nicht ungeschickten Riß fertig hatte: so trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich schon zu ihm geholt. Er verstund zu meinem Glücke etwas von der Baukunst; und würdigte mich, als mein Befelshaber, etlicher freundlichen Mienen, und unterredte sich mit mir bald auf deutsch, bald im gebrochnen Latein. Er erschrack, daß ich so fertig Latein sprechen konnte, und von diesem Augenblicke an schien er mich zu bedauern. Wenn es bey mir stünde, sprach er, so wollte ich euch die Freyheit schenken; allein ihr seyd auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts thun, als euch eure Gefangenschaft erträglicher machen. So lange ich lebe, soll euch alle Arbeit der Gefangenen erlassen seyn, ohne daß der Jude etwas weiter für euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden? Ich bedankte mich sehr ehrerbietig, und sah ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredsamkeit zusammen, um ihn zu bewegen, daß er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwiesen worden, und Steeley hiesse, eben die Großmuth erzeigen sollte, die er mir erwiesen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an, als mir zu thun frey steht. Ich will mich entschliessen. Itzt könnt ihr gehn und mir den Riß von dem Gebäude machen, von dem ich mit

euch gesprochen habe. Indem er dieses noch sagte, trat ein sehr schönes Frauenzimmer mit einer viel versprechenden und großmüthigen Mine in das Zimmer. Wartet, rief er mir zu. Hier, meine Gemahlinn, fuhr er fort, ist der unglückliche Schwede, von dem ich euch neulich gesagt habe. Wenn es euch gefällt, so könnt ihr selbst mit ihm reden, und ihm etwas zu essen reichen lassen. Ich will ein paar Stunden auf die Jagd reisen. Er gieng fort, und seine Gemahlinn redete auf eine sehr liebreiche Art mit mir, und sagte, daß sie Ursache hätte, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, weil ich, wie sie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie that tausend Fragen an mich, und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerksamkeit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frey und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte sie lieber, als die vortheilhaften Beschreibungen, die ich ihr von euch machte, und die Wünsche, euch, meine Gemahlinn wieder zu sehn. Ich bedaure sie, fieng sie an, nachdem sie wohl zwo Stunden mit mir gesprochen hatte; und ich würde ihren Verdiensten ein besser Schicksal anweisen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht ist es möglich, daß ich mit der Zeit noch etwas zur Rückkehr in ihr Vaterland beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die

sie

sie wider die Gewohnheit ihres Geschlechts für ihre Gemahlinn haben, und ihr Unglück, sind genug, mich zu ihrer Freundinn zu machen, und ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehn, wenn gleich ihre Gebieter ihnen als einem Sklaven begegnen. Gefällt ihnen mein Mitleiden: so beruhigen sie sich damit in einem Lande, wo die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten scheint. Ich würde diesen Mittag mit ihnen speisen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte. Darauf langte sie von der Tafel, die schon gedeckt war, eine Flasche Wein, und trank mir eure Gesundheit zu. Ich ward von ihrer Großmuth bis zu den Thränen gerühret, und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Namen länger zu verschweigen. Ich warf mich zu ihren Füssen. Madam, fieng ich an, sie verdienen, daß ich ihnen auf den Knien für die Freundschaft danke, die sie mir Unglücklichen schenken. Ich muß ihnen alles sagen, wenn auch mein Bekenntniß mit der Gefahr meines Lebens verknüpft seyn sollte. Alles ist wahr, was ich ihnen erzählt habe, allein ich heisse nicht Löwenhök. Nein, ich bin der Graf von G** und ich bitte sie bey ihrer edlen Seele und bey meiner Gemahlinn, meinen Namen nicht zu entdecken. Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Unglück bey der Armee. O Gott! rief sie, sind sie der Graf von

G**; Mein Gemahl hat ihren Vater als Gesandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen sie ihm ja nichts davon. So viel ich Ursache habe, mit seiner Aufführung gegen mich zufrieden zu seyn: so hat er doch gegen andre ein hitziges und rachgieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geschehn, daß sie ihn wider ihren Willen beleidigten. Begegnen sie ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdenn am allermeisten, wenn er am gnädigsten mit ihnen umgeht, ausserdem stehn sie in der Gefahr, noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird gut für sie seyn, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geschenk macht. Ich habe kein Geld, fuhr sie fort, um ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weis, davon will ich ihnen einige holen. Der Jude ist ein ehrlicher Mann, und wird ihnen doch wenigstens die Hälfte so viel dafür geben, als sie werth sind; allein ich wollte es nicht gern, daß sie ihm sagten von wem sie solche bekommen hätten. Sie brachte mir darauf zwo goldne Einfassungen, die, wie ich muthmaßte, von ein paar Portraits abgenommen waren. Sie waren mit kostbaren Steinen besetzt. Nehmen sie, sprach sie, dieses Geschenk als einen Beweis an, daß es mir nicht an dem Willen fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß ich iemals wieder die Gelegenheit

erhalten werde, sie allein zu sprechen: darum wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung, und bitte sie, in mir auch alsdenn ihre Freundinn zu erkennen, wenn ich genöthigt seyn werde, die Person einer Gebieterinn anzunehmen. Begeben sie sich nunmehr wieder in ihren einsamen Aufenthalt. Ich will sehn, ob ichs bey meinem Gemahle so weit bringen kann, daß ihr Freund, von dem sie mir erzählt haben, zu ihrer Gesellschaft hieher verlegt wird. Gewiß kann ichs ihnen nicht versprechen. Gehn sie und leben sie wohl, armer Graf! Ich kehrte als im Triumphe zurück, und hielt mich nunmehr unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; so sehr erfüllte das Mitleiden dieser so großmüthigen Seele mein Herz mit Hochheit und Hoffnung. Mein Jude besuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: so sagte ich ihm, daß ich so glücklich gewesen wäre, in dem alten Kleide meines verstorbenen Freundes, das er, da er bey mir war, zurück ließ, weil ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mich hingelegt hatte, einige Kostbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Kosten ersetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beyden Einfassungen mit Erstaunen, und schien mein Vorgeben zu glauben. Das

sind fürstliche Kostbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht besser beweisen, als daß ich euch sage, daß sie fünf bis sechs tausend Thaler werth sind. Wollt ihr mir sie anvertrauen: so will ich sie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, sprach ich, der mir so viel gutes erwiesen hat, wie ihr, verdient das größte Vertrauen. Allein, versetzte er, was wollt ihr mit so vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über lang oder kurz nehmen. Wißt ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft ist, niederlegen; er soll euch nicht um einen Groschen betriegen. Ich will ihm, und wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Polen reise, auch dem Gouverneur sagen, daß ich euch als dem Erhalter meines Lebens so und so viel zu eurer Versorgung, und wenn es möglich wäre, zu eurer baldigen Befreyung zurückgelassen hätte. Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftausend Thaler, und brachte mir tausend baar und das Uebrige durch eine Anweisung mit Ich bot ihm für seine treuen Dienste zweyhundert Thaler an; allein er nahm sie unter keiner andern Bedingung, als daß er sie bey seiner Abreise dem Gouverneur schenken wollte, damit er mir günstig bliebe. Dieß ist geschehn. Er hat mir durch

mei-

meinen lieben Juden versprechen lassen, daß ich Steeleyn gewiß zu mir bekommen sollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunst verstünde. Der Jude selbst steht nunmehr im Begriffe fortzureisen. Ich verliere sehr viel an diesem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug ist, durch den ihr von mir, und ich von euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mirs auf die heiligste Art versprochen, weder mich zu verrathen, noch zu ruhn, bis er euren Aufenthalt in Liefland ausfindig gemacht. In dieser letzten Absicht hat er hundert Thaler zu Reisekosten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abschied nehmen und seinen Brief haben. Ich umarme euch, wo ihr auch seyd, mit der treusten Liebe. Möchten doch meine Umstände so bleiben, wie sie itzt sind! so hoffe ich noch, euch wieder zu sehn und alle mein ausgestandenes Elend in euern Armen zu vergessen. Bittet den Himmel um diese Glückseligkeit. Ja, meine liebste Gemahlinn, er wird sie uns noch schenken.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zugegen ist, an seinen Vater nach Londen, und auch an den englischen Gesandten nach Stockholm geschrieben, und unter dem Namen Löwenhök beyden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben.

Die-

Dieses sind die beyden Briefe, die mein Gemahl in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Er hat von dem Abgange des letzten Briefs an, ungefehr noch anderthalb Jahr in Siberien zugebracht. Ich will das übrige so erzählen, wie er mirs mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreise, sprach er, ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demuth den Riß, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden, allein er war doch der Gouverneur und ich sein Gefangner. Kurz, er schämte sich, mir eine Art der Hochachtung äusserlich sehn zu lassen, die er mir vielleicht im Herzen nicht ganz abschlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude so und so viel Geld zurückgelassen hätte, und ich beantwortete es mit Ja. Darauf befahl er, daß der Gefangene hereintreten sollte, dieses war mein lieber Steeley, den ich fast seit vier Jahren nicht gesehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur stund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er soll euer Gesellschafter seyn, fieng der Gouverneur an; allein wie lange, das kann ich euch nicht sagen. Ich verstund diese Sprache, und bat, ob er sich nicht wollte gefallen lassen, daß ich tausend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er sagte, daß er sie zum

Pfande, daß wir seine Gnade nicht mißbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude, von dem ich die Anweisung bey mir hatte, ward gefodert, und bezahlte die tausend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, mich an statt des abgereisten Juden zu besuchen, und mich mit dem Nothwendigen zu versehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts als etliche abgebrochene Worte zu mir gesprochen hatte, nach meinem Behältnisse eilen. Unsere erste Beschäfftigung, als wir allein waren, bestund darinne, daß wir einander eine lange Zeit ansahn, ohne ein Wort zu sprechen. Alsdenn suchte ich ihm Wäsche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreise versorget hatte; allein er war nicht vermögend vor trunkener Freude sich allein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er sah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erstaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergessen hätte. Da er endlich angekleidet war: so betrachtete er sich mit unersättlichen Augen und weinte. Ich hatte ihn schon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als wie es mir gegangen ist, mein lieber Graf, wie es mir gegangen ist? Ja, ich würde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir auch meine Fragen beantwor-

tet hätte, so bestürmt war ich von den Trieben der Freundschaft und der Freude. Ich reichte ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in Mosskau damit tractiret hatte. Wir wurden nach und nach unser mächtig. Wir hatten einander so viel zu erzählen, daß wir nicht wußten, wo wir anfangen sollten. Unter diesen Unterredungen verstrichen ganze Tage und Nächte, und eben so viele unter den Wiederholungen unserer Begebenheiten. Steeley hatte in seinem Elende weit mehr erlitten als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund, war er die ganze Zeit ein Sclave, und was noch mehr ist, ein Gefährte des boshaften Mitgefangenen, des Knees Eskin, gewesen. Dieses Ungeheuer hatte ihm seine Hütte des Abends zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Last der Sclaverey überstanden. Von tausend niederträchtigen Etreichen, vor welchen die Natur erschrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank worden, und hatte sich etliche Tage nicht von seinem Lager aufrichten können. Er hatte sich also genöthigt gesehn, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurück gekommen, ihn zu ersuchen, daß er ihm das Gefäß mit Wasser reichen möchte, weil ihn sehr durstete. Also durstet euch recht sehr? spricht Eskin. Das ist mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedurstet, und ihr seyd gegen einen

Für-

Fürsten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt er das Trinkgeschirr und trinkt, und alsdenn wirft er's Steeleyn vor die Füsse und lacht; da, so viel gehört euch! Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als so einen Unmenschen um sich zu haben? Nach einer Zeit von einem Jahre, und nach unzähligen Beleidigungen, wird dem Eskin, der sich gegen einen von seinen Aufsehern in der Raserey vergangen, so übel mit gefahren, daß man ihn halb todt in sein Behältniß schleppen muß. Mann entzieht ihm zween Tage das Brod; aber Steeley ist so großmüthig und theilet das seinige mit ihm. Er reicht ihm, so oft er kann, das Trinken. Er wäscht ihm so gar die Wunden aus; und damals hat ihm der Russe die Hand gedrückt, und zu ihm gesagt: vergebt mirs, daß ich nicht eben so an euch gehandelt, als ihr an mir thut. Er hat ihm nach diesem weniger Verdruß angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in seiner Abwesenheit von mir begegnet ist, besteht in einer kleinen Freundschaft, die ihm ein Cosackisches Mädchen in dem letzten Jahre vor seiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwiesen. Sie beweist, daß es auch unter dem wildesten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf seinem Reviere um Pohem so glücklich gewesen, die gesetzte Zahl seiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte

er sich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kommt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm, und sieht ihn lange starr an. Endlich setzt sie sich nieder und trinkt mit der holen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt sie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley sagt, daß ers schon gethan hätte. Aber, spricht sie, wollt ihr denn nicht einen Trunk Wasser aus meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr dauert mich, so oft ich euch gehen sehe; und ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken, sondern um euch dieses zu sagen. Steeley erschrickt, und weis selbst nicht, was er sagen soll. Ach, fährt sie fort, ihr wollt mir nicht antworten? Nun daurt michs, daß ich euertwegen hieher gegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wieder kommen. Er sieht sie darauf traurig an, und sagt, daß er ihr für ihr Mitleiden recht sehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit die Hand. Diese drückt sie bald an den Mund, bald an die Brust. Sie spielt mit seinen schwarzen Haarlocken, und wiederholt ihre Liebkosung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehn. O, spricht sie, wartet doch, ich kann mich an euch gar nicht satt sehn. Ich wollte, daß alle Männer in diesem Lande so aussähen, wie ihr, alsdenn würde es recht hübsch in Siberien seyn. Und wenn ihr ja gehn müßt, werdet ihr euch nicht bald wieder

hieher

hieher setzen? Ich habe euch so viel zu sagen, und ich weis nicht, was es ist. Ich wußte es, ehe ich zu euch kam, und nun habe ichs über euren Haaren vergessen. Indem sieht sie in die kleine Quelle, und sieht ihr Bild darinne. Aber sagt mir nur, spricht sie, sehe ich denn wirklich so, wie hier im Wasser? Ich habe ja auch schwarze Augen, wie ihr. Eure gefallen mir, gefallen euch denn meine auch? Sind meine Zähne auch so weiß, wie eure? Ja, spricht er, ihr seyd schön; aber laßt mich gehn, ich bin ein unglücklicher Mensch. Darauf geht sie mit thränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in sein Revier geht: so sitzt sie schon an der Quelle, und wartet auf ihn. Sie nöthigt ihn, daß er sich niedersetzen und ein Stück Honig und Brod aus ihrer Hand essen muß. Seht ihr, spricht sie, ich äsle gern selbst; aber ich gönne es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beschenkt haben. Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie sollen mir nun alle Tage welche schenken müssen, und ich will sie euch bringen. Seht mich doch freundlich an. Ihr hört ja, wie gut ichs mit euch meyne. Sie spielt darauf wieder ganz bescheiden mit seinen Haaren, und bittet um eine Locke, und zeigt ihm eine Scheere, die sie zu dieser Absicht mitgebracht. Steeley, dem die

treuherzige und doch ehrbare Liebe dieser wilden Cosackinn nicht mißfällt, erlaubt ihr diese Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freywillige Küsse, und zeigt ihm von fern eine Hütte, welches die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt sie ein Blatt von einem Baume und bläst. Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn bestellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hättest: so hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er ist wie ich, er thut dir kein Leid. Siehst du, spricht sie, da der Bruder, ein Mensch mit einem ehrlichen wilden Gesichte näher kömmt, das ist der Fremdling, dem ich so gut bin. Betrachte ihn nur, und sag es ihm, wie oft ich von ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Mühe die Zahl von Zobeln zusammen bringen kann. Ich will auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe eine Höhle, oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Hönig, und Fisch, und Brod hineinlegen kann. Der Bruder verspricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weist ihm verschiedene Vortheile, und auch einen Ort, wie ihn seine Schwester verlangt hatte. Diesen hat sie zur Vorrathskammer von ihren kleinen Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie ist oft ganze halbe Tage bey

ihm geblieben, und alsdenn hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müssen. Da Steeley das vortreffliche Herz seiner Schönen wahrgenommen: so hat er sich alle Mühe gegeben, sie zu bilden, und ihre edlen Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, im kurzen seine Meynungen, und seine Sitten angenommen, und so viel Verstand bekommen, daß er sich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu seyn. Allein dieses Vergnügen hat für beyde nicht lange gedauret, weil Steeley nach drey Monaten, nebst etlichen andern Gefangenen, in eine andre Gegend zwanzig Werste von Pohem verlegt worden. Von da ist er nachdem nach Tobolsko abgerufen worden, und hat also seine Freundinn nie wiedergesehn.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beysammen waren, unsre Lebensart so gut ein, als es unsre Umstände zuliessen. Der Gouverneur hatte mir ein Reiszeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntniß, die ich in der Mathematik hatte, seine Gewogenheit zu behaupten suchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von diesen Dingen wußte, und da er die Rechenkunst die ihm sein eigener Vater beygebracht, noch sehr gut verstund: so war er in einem halben Jahre in allen diesen Uebungen so geschickt, als ich. Wir ar-

beiteten also um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine grössere Strafe haben anthun können, als wenn er uns befohlen hätte, diese Beschäfftigung nicht zu treiben und müssig zu seyn. Allein er ließ es uns nicht an Arbeiten fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tausend alte Risse, die wir abcopiren mußten; und ich glaube, daß kein verfallnes Schloß in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu sich kommen; allein er besuchte uns fast alle Wochen selbst einmal. Wir belohnten diese Gnade mit der möglichsten Demuth, und er belohnte sich für seine Herablassung dadurch, daß er alles besser wußte als wir, und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwischt war, einmal gebietrisch anfuhr. Steeley, so sehr ihn sonst der Geist des Widerspruchs und der Stolz seiner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. Er schwieg, sobald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieser nicht allemal zufrieden. Nein, Steeley mußte reden und ihm in der unwahrsten Sache Recht geben. Dieses ward ihm sehr sauer, und er that es mit einer so gezwungnen Art, daß ihm oft der Sweiß darüber ausbrach, und daß ich würde haben laut lachen müssen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien, gewesen wären. Einsmals traf er uns an, daß wir Schach

spiel-

spielten. Steeley hatte die Steine mit dem Messer geschnitzt, und sie waren freylich nicht gar zu sauber gemacht. Der Gouverneur besahe sie, und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu, und entschuldigte sich, daß er keine Instrumente gehabt hätte. Aber das holf alles nicht. Wenn sie recht schön seyn sollten, sprach der Gouverneur: so müßten sie seyn, als wenn sie gedrechselt wären, und ihr seht doch wohl, daß sie nicht so sind, daß sie hier zu viel dort zu wenig, mit einem Worte, grob und schlecht geschnitten sind. Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortsetzen, und Steeley zitterte auf die letzte vor dem Besuche dieses gebietrischen Pedanten. Er setzte sich oft, wenn wir zeichneten, neben uns, und stopfte sich eine Pfeife von unserm Tabacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetite aufgeraucht hatte: so warf er die Pfeife hin, und er that einen grossen Schwur, daß unser Taback nicht das geringste taugte. Zuweilen pries er uns seine Wohlthat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlassen hätte, und nöthigte uns dadurch, ihn demüthig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu sagen, was geschehen war, und wir mußten sei-

ne unsinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unsere verbeßerten Umstände zum Theil zu danken hatten: so war er doch bey allen unsern Vortheilen noch unser beständiges Schrecken. Wir kannten seine unmäßige Gemüthsart, und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangnen zu stecken. Um diesem Unglücke zu entgehen, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geschenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verflossen, seit dem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte, und mir also leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieser Zeit nach Londen und an den englischen Gesandten nach Schweden geschrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlinn des Gouverneurs hatte ich seit der Zeit, da sie mir das großmüthige Geschenk gemacht, mit einem Worte, seit dem erstenmale nicht wieder gesehn. Alles dieses machte uns niedergeschlagen; und ie erträglicher unsere Gefangenschaft war, desto mehr meldete sich der Wunsch in uns, ihrer gar los zu seyn. Und mit was für Recht konnten wir dieß hoffen,

da

da der Krieg mit den Russen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich stand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unserm kleinen Fenster, als ich den Juden mit schnellen Schritten über den Hof durch den tiefesten Schnee laufen sah. Er pflegte um diese Zeit nie zu kommen, und ich schloß aus seiner freudigen Mine, daß er mir einen Brief von seinem Correspondenten, dem polnischen Juden, bringen würde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlinn des Gouverneurs, Sie schrieb mir folgendes. Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch besitze. Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr!

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich ertheilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzusehn und zu geniessen. Sie sind frey. Der Befehl wegen Ihrer Befreyung ist gestern mit den neu angelangten Gefangnen angekommen, und Sie sollen morgen nebst vier andern Verwiesenen wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hieher gebracht worden sind. Alsdenn haben Sie die Erlaubniß, Sich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freyheit durch eine von meinen Freundinnen bey Hofe aus-

gewirkt. Mein Gemahl weiß es nicht, daß ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er soll es auch nicht wissen; auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daß Sie es wissen. Und vielleicht wäre mein Dienst viel großmüthiger, wenn ich Ihnen solchen nicht selbst bekannt gemacht hätte. Ich war es Willens; allein ich war zu schwach; und ich sehe, daß es leichter ist, eine gute That zu unternehmen, als sie zu verschweigen. Vergessen Sie diese kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Absichten selbst belohnt habe. Ich zweifle, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sprechen, wenigstens doch nicht allein. Ich wünsche Ihnen also mit der größten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlinn bald wieder zu finden. Wie wird sie mich lieben, daß ich ihr ihren Grafen wieder geschafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklassen, will ich sorgen. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlinn angetroffen haben. Wenn meine Wünsche erfüllet werden, so hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechseln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beschliessen müssen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefschwester in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umstände

stände verlangen: so glaube ich, daß Sie sehr gut bey ihr aufgehoben sind. Sie ist eine Wittwe; doch habe ich seit zwey Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L**.

Diesen brief las ich und taumelte vor Freuden in Steeleys Arme, und wollte ihm sagen, was darinne stünde; allein er wartete meine Entzückungen nicht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf seine Achsel, um die Bewegungen nicht mit anzusehen, die ihm die Nachricht von meiner Befreyung und seiner fortdauernden Gefangenschaft verursachen würde. Ihr seyd frey, fieng er an, und ich verliere euch, und bleibe noch ein Gefangner, und werde noch unglücklicher, als zuvor? Das ist schrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn ihr nicht mehr bey mir seyd. Ich weiß, daß es euch unmöglich ist, mich zu vergessen. Nein, fiel er mir um den Hals, ihr vergeßt mich nicht. Ich konnte ihm vor Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillschweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn so hitzig, als ob ich schon die größte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ seinen Affekt ausreden,

und

und nach einem kleinen Verweise, sah ich ihn beschämt und gelassen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freyheit ohne die seinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, daß er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reise geben, das Uebrige für Steeleyn zurück behalten, und uns für seine Mühe, so viel er wollte, abziehn sollte. Der Jude war vorsichtiger als ich. Er sagte mir, daß ich wenig baar Geld mitnehmen sollte; weil ich in der Gefahr stünde, auf der Reise nach Moskau zehnmal darum zu kommen. Er gab mir etwas weniges baar, und tausend Thaler und darüber in vier Wechseln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; so ehrlich handelte dieser Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank und kündigte mir meine Freyheit auf dem Bette, im Beyseyn seiner Gemahlinn an. Er reichte mir die Hand und sagte: ich habe Befehl, euch wieder nach Moskau zu schicken, und es soll morgen zu Mittage geschehn. Ich verliere euch zwar ungern; aber reiset mit Gott und seyd glücklicher, als ihr bisher gewesen. Ich küßte ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit, und bat um seine fernere Gnade für Steeley. Wenn ich lebe, sprach er, so soll es ihm nicht schlechter ergehn, als

zeit-

zeither. Er hieß mich niedersitzen, (eine Ehre, die er mir zum erstenmale erwies) und sagte, daß er noch viel mit mir zu reden hätte; allein seine Schmerzen meldeten sich so heftig, daß er mir winkte, ihn zu verlassen. Ich that es, und wiederholte seiner Gemahlinn im Herausgehn durch eine dankbare Mine die Grösse meiner Verbindlichkeit und ihre Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr, sprach sie, und wandte sich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. So bald ich wieder bey Steeleyn war: so schrieb ich an meine Errettrinn, weil ich dieser großmüthigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdessen die Wechsel besorgt und mir Pelze und andere Nothwendigkeiten geschafft hatte um mich vor der grossen Kälte zu schützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nur nach unsern verschiedenen Umständen empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben so der Mittag, und wir hatten bis auf den lezten Augenblick einander noch, ich weis nicht was, zu sagen. Der Jude kam, und sagte, daß die Schlitten, die mich nebst den übrigen Befreyten fortführen sollten, gleich zugegen seyn würden. Wir nahmen Abschied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines

nes redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er stieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen; allein man verschloß die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten, und rief mir noch die freundschaftlichsten Wünsche nach.

Ich ward nebst drey andern auf einen Schlitten gesetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht sagen, was in den ersten Stunden, ja fast in den ganzen ersten beyden Tagen in meiner Seele vorgieng. Ein Uebermaaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überströmte mein Herz wechselsweise. Man begegnete uns an den Orten, wo wir frische Rennthiere bekamen, nicht so verächtlich, als damals, da wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Gesellschafter waren drey Russen. Sie hatten Geld, und versorgten sich an allen Orten mit so vielem Brandweine, daß sie auf der ganzen Reise fast nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indessen nie mit Willen beleidiget, und ich würde ihre Freundschaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzes in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt gesessen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelassen und bekam einen Paß,

und

und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechsel noch alle, und begab mich nunmehr zu den englischen Kaufleuten, welche Steeleyn vordem beygestanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tomspon hieß, ein Billet von ihm. Er nahm mich sehr liebreich auf, und sagte mir, daß ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwiesen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daß ers alsbald nach Londen an seine Freunde gemeldet, und seit drey Jahren verschiedene Briefe an den englischen Agenten in Moskau erhalten hätte. Zu diesem giengen wir den andern Tag. Der Agent war der liebreichste Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichsten Briefe, die Steeleys Vater an ihn geschrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bey dem Senate um meines Freundes Befreyung angehalten, und versicherte mich, daß er sie bey der Zurückkunft des Zaars, die bald erfolgen sollte, gewiß auszuwirken hoffte. Der englische Gesandte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geschrieben und ihn gebeten, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen. Er gab mir die Briefe, die er aus Londen an ihn erhalten hatte und Tompson führte mich nunmehr zu den Juden, um meine Wechsel zu heben. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir Tompson doch we-

nig

nig Hoffnung gemacht hatte, und büßte nicht mehr, als einen Wechsel von hundert und funfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ihn bezahlen sollte, war in die elendesten Umstände gerathen, und seine Mitbrüder versicherten mich, daß sie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn er es nicht thun könnte. Ich zerriß darauf den Wechsel, und gab dem armen Juden noch zehn Thaler von dem übrigen Gelde. Ich bat sie, daß sie mir etliche Briefe an ihren Correspondenten nach Siberien, von dem ich die Wechsel empfangen, bestellen sollten. Sie sagten mir, daß drey von ihnen ihrer Geschäffte wegen selbst nach Tobolskoy reisen würden, und wenn ich mich zween Monate hier aufhalten könnte: so wollten sie mir durch die Antwort beweisen, ob sie ihr Wort gehalten hätten. Ich schrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief fortgieng, ließ mich der Agent rufen, und sagte mir, daß er endlich so glücklich gewesen wäre, sich um seinen Landsmann verdient zu machen; seine Befreyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hätte das Versprechen erhalten, daß Steeley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien zurückgebracht und frey gelassen werden sollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir diese Wohlthat selbst erwiesen hätte, und eilte, meinem Freunde diese freudige Nachricht zu melden.

den. Die Juden reisten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe siegte über die Freundschaft, und das Verlangen, euch zu suchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wissen, wohin. Der Handel in die Schwedischen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dännemark, weil ich mir einbildete, daß ihr euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompson beredte mich, daß ich mit einem holländischen Schiffe, dessen Ladung er in Commission hatte, und das in Archangel segelfertig lag, nach Holland gehn sollte. Er gab mir eine Addresse an den Kaufmann mit, dem die Waaren des Schiffs gehörten, und versprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einschlagen wollte; ich aber sollte bey diesem Manne die Nachricht zurück lassen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bey seiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich gieng also in der sechsten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich so unvermuthet und glücklich zu euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ: so gab ich Tompson fünfzig Thaler, um sie nach meiner Abreise unter etliche von meinen gefangnen Landsleuten auszutheilen.

Dieß ist das meiste von dem, was mir mein Gemahl, über seine schriftlichen Nachrichten, von seinem Aufenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wider zusammen gezogen, und das, was zur Geographie oder zur Historie dieses Lands gehöret, mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reisebeschreibung machen wollen. Es hat sich auch seit der Zeit in diesem Reiche vieles verändert, besonders seit der Erbauung der Stadt Petersburg und den großen Anstalten Peters des Ersten, die so wohl in die Natur des Landes, als in die Gemüthsart der Einwohner einen grossen Einfluß gehabt haben.

Ich eile nunmehro zu dem letzten Periode dieser Geschichte, nämlich zu dem; was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolgt ist. Wir lebten in unserer zweyten Ehe, wenn ich so reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl schmeckte auf sein erlittenes Ungemach die Freuden der Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühte in meinen Armen wieder auf und bekam die erste Lebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück einen grossen Theil entzogen hatte. Die ersten Monate verstrichen uns in der Gesellschaft der Marianne und des Herrn R** meistens unter wechselseitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einsmals meine Heirath und die Geschichte meiner Ehe mit dem Herrn R** und

zwar

zwar in dem Beyseyn desselben umständlich erzählen sollte. Der Graf hatte mich die ganze Zeit über bey der Hand, als wollte er mir einen Muth einsprechen. Ich fieng die Erzählung mit vieler Dreistigkeit an. Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wußte, daß ich ihm niemals untreu geworden seyn würde, wenn ich nur die geringste Nachricht von seinem Leben gehabt hätte. Allein alles dieses langte nicht zu, mich in meiner Erzählung zu unterstützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutsam sprechen; und je mehr ich redte, desto mehr fühlte ich, wie viel beleidigendes diese Geschichte für den Grafen in sich hatte, und wie viel kränkendes für mich und den Herrn R** Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die theuersten Versicherungen, daß er durch nichts beleidigt würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich sammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte sich, mich fortfahren zu lassen; ich schwieg. Nun, sprach der Graf mit einer liebreichen Mine, diese kleine Marter, die ich euch itzt gemacht habe, das soll die Strafe für eure Untreue seyn, und umarmte mich. Und ihr mein lieber R** fuhr er fort, schlagt eure Augen immer wieder auf, und seht zu eurer Strafe eure vorige Gemahlinn in meinen Armen. Er

küßte

küßte ihn, und ich mußte es auch thun. Nein, sprach er, sie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, so liebt sie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehn, sondern nur das Unglück vorzuwerfen. Marianne, (sie saß bey mir,) seht nur, wie euch meine Gemahlinn betrachtet. Kann sie sich wohl besser an mir rächen, als durch eure Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu ersetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam selten von seiner Seite und sann bey jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweisen konnte, schon auf eine neue. Wenn wir unser Herz ausgeredet hatten: so las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr lesen konnte, so that ers. Diese glückliche Beschäfftigung mit dem Geiste der besten Scribenten, die der Graf so lange entbehret hatte, nahm uns den größten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unsere Gespräche, über unsere Mahlzeiten und über alle unsere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Gesellschaften und fühlten doch nie die Beschwerlichkeit der Langeweile. Wenn wir mitten in unsern Vergnügungen recht empfindlich gerührt seyn wollten: so dachten wir unserm Schicksale nach. Diejenigen, die niemals unter grossen Unglücksfällen geseufzt haben, wissen gar nicht, was für ein Wollust in diesen Betrachtungen zu finden

ist.

ist. Man entkleidet sich in solchen Augenblicken von allem seinen natürlichen Stolze; man sieht, indem man sein Schicksal durchschaut, sein Unvermögen, sich selber glücklich zu machen, und überläßt sich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken lassen. Der Graf setzte zuweilen ganze Tage zu dieser Absicht aus und wandte sie zu Werken der Gutthätigkeit an. Er erkundigte sich nach elenden und unglücklichen Personen; mit einem Worte, Arme, Kranke und Gefangne an diesem Tage zu erquicken und aufrichten zu lassen, das war seine Zufriedenheit. Oft ließ er auch einige von denen, die schon unter dem Elende grau geworden waren, zu sich rufen, und sie an einem Tische zusammen speisen. Es war ihm freylich lieb, wenn er wußte, daß es Leute waren, welche die Gutthat verdienten; allein er stellte deswegen nicht die strengsten Untersuchungen an. Vielleicht, sprach er, lassen sie sich durch die Wohlthaten bessern, wenn sie boshaft gewesen sind; laßt sie auch der Wohlthat unwerth seyn; sie sind doch Menschen. Wenn er hörte, daß sie mit dem Essen bald fertig waren: so gieng er zu ihnen, und ließ sich ihr Schicksal erzählen. Fand er eine Person darunter, die ein edles Herz hatte; so nahm er sich ihrer ins besondere an. R** war sein Gehülfe in dieser Tugend, und wenn sie beyde nicht

als Wohlthäter dienen konnten, dem dienten sie doch als vernünftige Rathgeber. Wir fuhren gemeiniglich an diesen Tagen etliche Stunden in die Felder, oder in die Gärten, spaziren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bey dem Mondenscheine durch die Wiesen giengen, und den Wagen am Wege halten liessen, ein jämmerliches Gewinsel. Wir näherten uns ungeachtet des tiefen Grases dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperson, welche die Schmerzen der Geburt kaum überstanden hatte, und in einem hülflosen Zustande da lag. Her R**, der bey uns war, fuhr den Augenblick in das nächste Landhaus, um ein Weib und andre Bedürfnisse für die Geburt herbey zu holen, und ich machte mich indessen um diese Unglückliche so gut verdient, als es die Nothwendigkeit erfoderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge schliessen, daß sie keine der Vornehmsten und keine der Geringsten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Theil von ihrem Schicksale zu erklären, weil sie selbst nichts, als etliche unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte. Herr R** kam mit einigen Weibern zurück, und wir liessen, die unbekannte Elende auf unserm Wagen in das nächste Dorf bringen, und kehrten zu Fusse in die Stadt. Nun, sprach der Graf, indem wir zurück-

rückgiengen, dieser Spazirgang ist viel werth. Wie schön wird sichs in den Gedanken einschlafen lassen, daß wir zwoen Personen das Leben auf einmal erhalten haben! Das arme Mädchen ist vermuthlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weiß, welcher Betrüger sie unter dem Versprechen der Ehe um ihre Unschuld gebracht hat. Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebst Carolinen auf das Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Thränen zerfliessen. Sie war nicht allein wohl gebildet, sie war ausnehmend schön, und eine gewisse schamhafte Mine entschuldigte ihren Fehler zum voraus. Die Liebe, sprach sie, oder vielmehr ein Liebhaber hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu seyn verdiene. Ich habe mich mit ihm seit zwey Jahren versprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich stehe, und der mir sein eigen Herz aufdringen wollte, hat unsre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir versprochen, sich im Haag mit mir niederzu lassen und die Handlung zu treiben. Als wir gestern Morgen in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, sah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genöthigt, vom Wagen abzusteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhaber führte mich

in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir selber zu bringen. Ich mußte mich endlich niedersetzen, und sobald er sah, was mir für ein Schicksal bevorstund, verließ mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir jemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe also den ganzen Tag auf seine Zurückkunft vergebens gewartet, und bin mehr durch das Entsetzen über seine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe, in den sinnlosen Zustand gekommen, indem ihr euch gestern meiner so großmüthig angenommen. Man kann keine grössere Bosheit begehn, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geschmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das, was wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch hasse ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlassen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute = = Ich suchte sie zu beruhigen und versprach ihr, wenn ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wieder käme, sie zu mir zu nehmen und sie und ihr Kind zu versorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort und ließ das Kind auf dem Dorfe erziehn.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey mir, und hatte nicht das geringste Verlangen in sein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die

Er=

Erlaubniß dazu wäre angeboten worden. Ueber dieses wußte er, daß der Prinz, dem er sein Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem größten Ansehen stund; und was brauchte er mehr, als dieses zu wissen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er, auf alle seine Briefe an ihn, noch nicht die geringste Antwort erhalten, dieses beunruhigte ihn desto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus Londen schon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß sein Sohn durch die Bemühungen des englischen Gesandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tausend Thalern, seiner Verweisung nach Siberien erlassen worden wäre, von ihm selbst aber hätten er und seine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indessen daß der Graf vergebens auf Steelyn hoffte, begegnete ihm ein andrer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R** auf das Caffeehaus gegangen, wo die meisten Fremden einzusprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir sagen, er würde mit einen Gast mitbringen, für den ich ein Zimmer zr rechte machen lassen sollte. Er kam, und der Gast war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien so viele Menschenliebe erwiesen, und den seine Geschäffte nach Holland zu gehn genöthigt hatten. Mein Gemahl war ausserordent-

lich erfreut, daß er diesem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er selbst war eben so froh, daß er meinen Gemahl so unvermuthet und so glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich schon eingerückt habe, und versicherte mich, daß er sich in Liefland und Dännemark sehr sorgfältig nach mir erkundigt, und doch nicht das geringste von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich seiner ehrlichen und einfältigen Mine gleich, und seine Sitten gefielen durch sein Herz. Er war schon bey Jahren und sein grauer Bart und sein langer polnischer Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Ansehen. Die freundschaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen, und ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeigen suchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erstemal von der Tafel aufstunden: so ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Ursache. Ach, sprach der Alte, wenn ich nur so glücklich seyn könnte, noch etliche Stunden bey ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein solch Vergnügen gehabt, und niemand ist noch so großmüthig mit mir umgegangen, als sie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. Seht ihr, sprach er, meine Gemahlinn giebt euch ihr bestes Zimmer ein. Glaubt ihr nun wohl, daß

ihr

ihr uns angenehm seyd? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlassen. Nicht wahr, ich wohne hier besser, als in Siberien? Dort habt ihr mich bedienet, und hier wollen ich und meine Gemahlinn euch bedienen. Wir thaten es, und wir alle, Caroline sowohl als R** bestrebten uns recht, diese acht Tage unserm Gaste zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne untergieng, schlich er sich in sein Zimmer, und blieb meistens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieses etlichemal geschah, um die Ursache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R** einmal überraschte, und auf den Knieen betend fand. Als diese acht Tage unter tausend kleinen Vergnügen verstrichen waren: so bat er uns, unsere Wohlthaten einzuschränken, und ihn wieder fortreisen zu lassen. Er verließ uns einen Tag, um seine Geschäffte zu besorgen, und kam den andern wieder, um Abschied von uns zu nehmen. Nun, sprach er, will ich mit Freuden fortreisen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reise danken, daß ich sie angetroffen habe. Ich bin alt, und ich werde sie alle in dieser Welt wohl nicht wieder sehen. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bey meinem Weibe sterben wollte: so würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlassen. Wir nahmen alle als

von einem Vater Abschied von ihm. Ach Herr Graf, fieng er endlich ganz furchtsam an, sie haben mich für meine Dienste reichlich belohnt; aber ich bin gegen sie noch nicht dankbar genug gewesen, daß sie mir das Leben mit ihrer eignen Gefahr erhalten haben. Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Capital von zehntausend Thalern zu heben. Erlauben sie mir die Freude, daß ichs ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen sie den Schein von mir an. Wir versicherten ihn, daß unsere Umstände so beschaffen wären, daß wir nicht Ursache hätten, ihm einen Theil von seinem Vermögen zu entziehn; allein er beklagte sich, daß wir seine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unsrer Tochter, und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, daß ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich, und eilte alsdenn, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen. Der rechtschaffne Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke beßre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten, und sie nicht oft

durch

durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen. R.. begleitete den Alten etliche Meilen und konnte gar nicht aufhören, seinen uneigennützigen und grossen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundschaft, die wir ihm erwiesen, rührte ihn nichts so sehr, als dieses, daß ihn der Graf abmahlen und das Bild in seine Studierstube setzen ließ.

Auf diese Freude folgte in einigen Wochen eine noch grössere und eben so unvermuthete. Andreas, Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahr seinen Geburtstag zu feyern. Er kam einstens sehr frühe zu uns, und sagte, weil er genöthigt wäre, auf etliche Wochen zu verreisen, und weil sein Geburtstag morgen einfiele; so wollte er ihn heute feyern und uns bitten, uns gleich mit ihm auf eine Gondel zu setzen, und einmal einen ganzen Tag in seinem Hause zuzubringen. Wir liessen es uns gefallen, und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beschäfftiget gewesen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geschickt: so baten wir den Andreas, uns nur so lange Zeit zu lassen, bis ich diesen Brief vollends laut hergelesen, und der Graf uns das, was wir noch umständlicher wissen wollten, erzählt hätte; denn Caroline und R.. saßen bey uns. Ach, schrie er ganz ängstlich, das

könnt ihr in meinem Hause auch thun; nehmt den Brief mit, und verderbt mir meine Freude nicht, oder ich reise gleich heute fort, und tractire euch gar nicht. Dieses treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in seinem Hause wider seine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in seine grossen Anstalten gar nicht finden. Ich weiß nicht, sprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken soll. Wenn nur nicht etwan aus diesem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimnißvoll. Wir scherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern sähe, daß wir seine kleine List errieethen. Leset nur euren Brief vollends durch, fieng er an, ich will indessen meine Braut holen, oder wenigstens meinen Flaschenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tausend Kleinigkeiten, welche die Gemahlinn des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefschwester nach Curland, mein Gemahl wieder zurückbekommen hatte, weil sie todt war. N.. wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wissen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn stehn. Andreas trat aus der Nebenstube wieder herein, als wollte

er

er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht genug beschrieben? sagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freylich sah er vortheilhaft aus, sonst würde ihm das Cosackische Mädchen nicht so gut gewesen seyn. Er hatte grosse schwarze Augen, wie ihr, und ** Indem öffnete Andreas, der nah an der Thüre stund, das Nebenzimmer und rief, nach seinen Gedanken, ganz sinnreich: Sah er etwan wie dieser Herr aus? und in dem Augenblicke stund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Sessel aufstehen konnte, und wir sahen ihren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. Nun, schrie endlich Steeley, nun sind wir für alle unser Elend belohnet, und riß sich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit offenen Armen entgegen. Ach Madam, fieng er an, ich ** ich: ja, ja sie sind es ** und das war sein ganzes Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drey zugleich. O was ist das Vergnügen der Freundschaft für eine Wollust, und wie wallen empfindliche Herzen einander in so glücklichen Augenblicken entgegen! Man sieht einander schweigend an, und die Seele ist doch nie beredter, als bey einem solchen Stillschweigen. Sie sagt in einem Blicke, in einem Kusse, ganze Reihen von Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne

sie zu verwirren. Caroline und der Herr R.. theilten ihre Freude mit der unsrigen, und wir traten alle viere um Steeleyn, und waren alle ein Freund. Dem Andreas mochte unsre Bewillkommung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen bey Seite. Ihr Leute, sprach er ganz bestrafend, vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer seyd, und .. Setzt euch alle nieder, sonst muß ich den ganzen Tag euren Umarmungen zusehn. Thut es, wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute lustig und nicht so niedergeschlagen seyn. Und damit mußten wir uns niedersetzen. Herr Graf, fuhr er darauf fort, habe ichs nicht listig gemacht? Wir merkten, daß er für seine Erfindung belohnt seyn wollte, und er war es werth, daß wir ihm unser eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte schon zehn Fragen an Steeleyn gethan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. Seyd doch zufrieden, sprach er, daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geschafft habe. Ihr sollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdenn könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bey mir recht aufgeräumt seyn, und recht laut werden sollet. Wir wünschten unstreitig alle, von unserm gebietrischen und uns so unähnlichen Wirthe bald entfernt zu seyn; allein wir mußten

uns

uns ihm aus Dankbarkeit preisgeben, und Steeley schien selbst itzt keine Lust zu haben, uns seine Begebenheiten zu erzählen, ausser daß er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. Und von seiner Gemahlinn, fuhr er zum Grafen fort, habe ich einen Brief an euch. Die großmüthige Seele! Ich will euch den Brief aus meinem Coffre langen. Er gieng, und Andreas mit ihm. Wir warens zufrieden, daß uns Steeley einige Augenblicke verließ, nur damit wir das Verlangen befriedigen konnten, einander unsre Lobsprüche von ihm mitzutheilen. Ist er meiner Liebe werth, sprach der Graf zu mir, und gefällt er euch? Caroline ließ mich nicht zum Worte kommen. Herr Graf, rief sie, ihre Gemahlinn kann nicht urtheilen, sie ist nur von ihnen eingenommen. Fragen sie doch mich, ich wills ihnen aufrichtig sagen, ich und das Mädchen in Siberien, wir = = Hier trat Steeley, mit einem Frauenzimmer an der Hand, herein, aus deren Gesichte Anmuth und Freude lachten. Sie gieng in Amazonenkleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der Liebe. Ach Gott! rief der Graf, wen sehe ich? Ist es möglich, Madam? oder betrügen mich meine Augen? Das ist zu viel Glück auf einen Tag! Madam, redte mich Steeley an, indem ich noch vor Erstaunen immer auf einer Stelle stund: Hier bringe ich ihnen meine liebe

Reisegefährtinn, und bitte für sie um ihre Freundschaft. Ich wußte noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht sobald wissen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie selbst schien mich aus eben der Ursache in der Ungewißheit zu lassen. Glaubt es doch, rief mir endlich mein Gemahl zu, sie ist es, der ich meine Befreyung zu danken habe; sie hat mich euch wieder gegeben. Ja Madam, fieng sie an, für diesen Dienst suche ich itzt die Belohnung bey ihnen, und ich bitte nicht um ihre Freundschaft, sondern ich fodere sie von ihnen. Ist es ihnen denn recht lieb, daß sie mich sehn? Ja, ich sehe es, sie fühlen eben so viel, als ich, daß ich sie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, also sind wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen? Ihr Freund, den sie mir hinterlassen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier sah sie Steeleyn mit dem zärtlichsten Blicke an) und = = er mag es ihnen selber sagen. Aber fieng sie ganz sachte zu meinem Gemahle an, wer ist das Frauenzimmer und der Herr? (sie meynte Carolinen und R = =) Der Graf erschrack und wußte nicht, was er in der Eil sagen sollte. Sie sind = = sie sind unsre Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand, und führte sie zu ihr, und der Graf that mit R = = eben das. Wir glaubten,

ten, daß Andreas das Geheimniß vor unserer Zusammenkunft schon verrathen hätte; denn die Verschwiegenheit war seine Sache nicht. Allein er hatte, entweder um uns zu schonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geschwiegen. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unsere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein, und half uns zum Theil aus unsrer Verwirrung. Das ist, fieng er zu der Fremden an, das ist meine liebe Schwester. In dem Augenblicke gieng R = = mit niedergeschlagenen Augen aus der Stuben, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieser nach, ich will nichts sagen. Der Herr Graf wird es schon selbst erzählen. Ach, mein lieber Graf, sprach Steeley, was ist das für ein Geheimniß? Darf ichs und die Madam nicht wissen? Wer ist der Herr R = =? Er ist einer von meinen ältesten Freunden, und wenn ich ihnen alles sagen soll = = hier sahe er mich an und schwieg. Er war mein Gemahl, sprach ich zu meiner neuen Freundinn, ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie hassen mich doch deswegen nicht? Nein, Madam, ich verdiene ihr Mitleiden und mein Graf = = dieser liebt euch, fuhr er fort, eben so zärtlich, als jemals. Sie sah mich beschämt und eilte, mir durch eine mitleidige Umarmung diese traurigen Augenblicke

zu verkürzen. Steeley schien wirklich bey dieser Nachricht etwas von seiner Hochachtung gegen mich zu verlieren. Er sah bald mich, bald den Grafen an. Ist sie denn nicht mehr eure Gemahlinn? sprach er ganz heftig. Sie ist meine Gemahlinn, antwortete ihm der Graf; beunruhigt euch nicht. Ich weiß daß ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag gefehlt. Hierauf gieng unsere Freude, wie vom neuen, an.

Unser stürmischer Wirth nöthigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkosung, und an statt zu essen, sahen wir einander an. Madam, fieng endlich Steeley zu mir an, ihre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Beneiden sie mich etwan wegen meiner liebenswürdigen Reisegefährtinn? Oder wollen sie wissen, warum sie nach Holland gegangen ist? Sie will die Juwelen wieder holen, die sie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daß wir ihn hier finden würden, und sie wird so lange bey ihnen bleiben, bis sie ersetzt sind. Ja, sprach ich, wir sind dazu verbunden; aber warum nehmen sie sich der Madam so eifrig an? Erfordert dieses die Pflicht der Reisegesellschaft? Sie hören wohl, versetzte sie, daß er das Geheimniß meiner Reise gern entdeckt wissen will. Ich soll ihnen sagen, daß ich

ihn

ihn liebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und besitzt mein Herz, und ihm meine Hand zu geben, habe ich blos auf ihre Gegenwart verspäret. Steeley stund auf, und umarmte sie. Also sind sie meine Braut? rief er. Ja, sagte sie, und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreisen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück schuldig, denn ohne sie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem ersten Gespräche mit mir, so edel beschrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn sah. Die Vorsehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das seinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und sie, Madam, sollen das Recht haben, unsere Verbindung zu vollziehn, und einen Tag zu unsrer Vermählung anzusetzen, welchen sie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen; und ich, sprach der Graf, meine Gemahlinn von den ihrigen. Ich will mir sie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen lassen, und dieses soll an dem Tage geschehn, da sie ihre Verbindung vollziehn. Amalie, so hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaschenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen sie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich ihnen in Siberien

die

die Gesundheit ihrer Gemahlinn zugetrunken. Und aus diesem Glase, und von dem Weine, der nicht weit von diesem Lande gewachsen ist, wollen wir sie zum andernmale in Holland trinken. O wie gut wird mirs schmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich sah das Glas und den Wein an, und sah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichsten Umständen von einer großmüthigen Seele bedauert und geschützt; ich sah sie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben so gut geschmeckt, als dieser. Wir schwiegen vor Vergnügen alle still, bis Andreas endlich unser Stillschweigen unterbrach. Aber, Madam, fieng er lachend an, wie sah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor ihnen stund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig? Seine Mine, sprach sie, richtete sich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundschaftlich bedauerte: so sah er mich zur Dankbarkeit sehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen sein Elend schien: so warf er mir mein kaltes Herz mit einer stolzen Mine vor, die mich leicht errathen ließ, daß er aus Unschuld unglücklich und im Elende auch noch groß gesinnt war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter als ich wünschte. Ein deutsches Unterkleid, sehr abgenutzt, und ein

schwar-

schwarzer rußischer Pelz und ein Paar Halbstiefeln waren sein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes Haar gab indessen seinem Gesichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus seinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerschrocknes Ansehn. Nie war er beredter und in meinen Augen gröſſer, als da er von seiner Gemahlinn sprach; und ich that von diesem Augenblick an heimlich ein Gelübde, ihm die Freyheit auszuwirken. Aber ihr verstorbner Gemahl und der Herr Graf, sprach Andreas, waren wohl nicht allezeit die besten Freunde? Was dieser gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach vergeben sie ihm die Fehler seiner Gemüthsart und seines Volks, die ich ungeachtet seiner Neigung gegen mich mehr, als sie, empfunden habe. Unsre Ehe war ein Bündniß, das der Hof schloß, und das ich aus Gehorsam nicht ausschlagen durfte. Indessen ehre ich sein Andenken; so wie ich mein Schicksal an seiner Seite geduldig ertragen, und mir, wenn ichs sagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein bessers verdient habe.

Andreas ward zu unserm Glücke durch seine Geschäffte von uns gerufen, und seine Abwesenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was seit seiner Abreise aus Tobolskoy vorgegangen; allein er stand alle Augenblicke vor gar zu grosser Empfindung still, und

wir

wir waren zufrieden, daß wir diesesmal das Wichtigste von dem erfuhren, was uns Amalie nachdem umständlicher auf folgende Art erzählet hat.

Wenig Tage nach des Herrn Grafen seiner Abreise, fieng sie auf unser Bitten an, starb mein Gemahl an dem zurückgetretnen Podagra. Ich berichtete seinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniß, nach Moskau zurückzukehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verschiedene harte Verordnungen aufzuheben, die mein Gemahl in Ansehung der Gefangenen ergehn lassen. Ihrem zurückgelassenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeiten verschaffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu versorgen, was er nöthig hätte, und ließ ihn muthmassen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damals waren meine Wohlthaten wohl bloße Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr, als einmal, und noch dazu in den traurigsten Umständen gesehn, als er auf ihre Fürbitte durch meinen Gemahl nach Tobolskoy zurückberufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude seine Danksagungen für meine Vorsorge überbrachte, und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bey den Unteraufsehern zu bewerkstelligen suchen. Er war

in ein besser Behältniß gebracht, und ich hatte schon allerhand Mittel ausgesonnen, wie ich ihm bey meiner Zurückreise nach Moskau diese erträglichen Umstände dauerhaft machen wollte. Ungefehr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen verstorbnen Gemahl, daß Steeley frey seyn, und bey der ersten Gelegenheit, die man ihm verschaffen könnte, mit einem Passe versehn, und für sein Geld fortgebracht werden sollte. Ich ließ den Morgen darauf den Juden zu mir kommen, und sagte ihm, daß er Steeley eiligst zu mir bringen sollte, und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieses meldete, die Wache nachschicken wollte, ihn abzuholen. Er kam, und ich ließ ihn nebst dem Juden zu mir ins Zimmer treten. Er stattete mir die Danksagung für meine bisherige Vorsorge auf eine sehr ehrerbietige und gefällige Weise ab, und blieb an der Thüre des Zimmers stehn. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? Ob er mit seinen Umständen zufrieden wäre? Er beantwortete das erste mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelaßnen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von seinem Schicksale zu machen. Er that es, und je mehr er redte, destomehr nöthigte er mir durch seine Worte und durch seine Minen Aufmerksamkeit und Hochachtung ab. Er sah weit besser aus, als vor zwey Jahren, und ich weiß nicht, ob ich mirs beredte,

oder ob es wahr war, daß ihm der siberische Pelz recht schön ließ. Ich hörte aus seiner Art zu reden nunmehr sehr wohl, daß er ein edelmüthiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte: so war es vielleicht deswegen geschehn, weil ich bey meinem Zweifel gern widerlegt seyn wollte. Der Graf, dachte ich, hat Recht, daß er ihn so sehr liebt, und so sehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung und Mitleiden: und es ist deine Pflicht, einem so rechtschaffenen und unglücklichen Manne zu dienen. Ich merkte, je mehr er redte, daß etwas in meinem Herzen vorgieng; allein ich hatte keine Lust, es zu untersuchen, und ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu stören. Ich nannte meine Regungen bey mir selbst Wirkungen seiner Unglücksfälle, und setzte mich in Gedanken nieder, und ließ ihn lange fortreden, ohne ein Wort zu sagen. Als er mir die Grausamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sidne begangen, so fühlte ich weit mehr, als da sie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Thränen zurück zu halten, und ich wollte doch auch nicht, daß er meine Wehmuth sehn sollte. Ich fragte ihn in der Angst, wie alt sein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht gesehn hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnöthigte, nebst einigen

Thrä-

Thränen bey seinem Vater anbringen konnte. Ich führte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umstände seiner Familie und seiner Jugend zurück. Er fieng endlich an, von der traurigen Begebenheit mit seiner Braut in Engelland zu erzählen, und ich ward so gerührt, daß ich recht gewaltsam von meinem Stuhle aufsprang, und ganz nah zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte schon gewünscht. Er ward bey dieser Erzählung sehr weichmüthig, und endigte sich mit einem Ach Gott! das mir durch die Seele gieng. Er schlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich sie ihm wieder öffenen sollte. Er sah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Mine an, und ich erschrack, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen seiner Befreyung zu holen. Ich suchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich schämte mich vor meiner Unruhe, und glaubte zu meinem Troste, daß sie von den traurigen Erzählungen herstammte, und daß sie durch die Freude, die Steeley über seine Erlösung haben würde, sich bald verlieren sollte. Ich sah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich sah in iedem Blicke die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte in-

dessen

dessen bey aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfpuße zu verbessern; und mitten in dem Verlangen, Steeleyn seine Befreyung anzukündigen, überlegte ich noch, wie seine unglückliche Braut ausgesehn hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichsam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öffnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daß mir der Athem fehlte, und daß ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in meinem Gedächtnisse gesammelt hatte. Ich that also an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. Ich will nicht länger ungerecht seyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nachricht vorenthalten, die sie vielleicht schon lange zu hören gewünscht haben. Verstehen sie Rußisch? Er antwortete mir ängstlich, ja, ia, und zitterte, und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich setzte mich nieder, und bat ihn, daß ers auch thun sollte. Er weigerte sich, und ich hielt mich für verbunden, ihm selbst einen Sessel zu reichen, und mich dadurch an dem mir schon beschwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm den Befehl vor, und sagte endlich zu ihm: von dieser Stunde an haben sie ihre Freyheit, und ich bin sehr vergnügt, daß ich die Person habe seyn sollen, die sie ihnen

er-

ertheilen muß. Sehen sie mich nicht als ihre Gebieterinn, sondern als ihre gute Freundinn an. Er sprang vom Stuhle auf, und küßte mir mit einer unaussprechlichen Freude die Hand, und ich ließ ihn diese Dankbarkeit sehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurück zöge. Er stammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch diese Sprache gefiel mir. Ich ließ den Aufsehern der Gefangenen, Steeleys Befreyung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurückgehn. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis sie mit einer sichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umstände scheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen schon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert seyn, so lange ich noch hier bin. Er nahm Abschied, und ich sah in seinen Augen, daß er mir weit mehr zu sagen hatte, als er sagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Diesem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen sollte. Also war dieser erste Besuch geendiget. Ich trat an das Fenster und wollte ihm nachsehn, und ich fragte mich in dem Augenblicke, warum ich dieses thäte; aber ich that es doch. Ich setzte mich zur Tafel, und es reute mich, daß ich ihn nicht bey mir behalten hatte.

hatte. Der Jude blieb mir schon zu lange, und ich hätte es sicher genug wissen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehn. Ich stellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute durch Hülfe des Juden in wenig Tagen von hier abgehn könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken schon, und wünschte, daß er in meiner Gesellschaft möchte zurück reisen können. Der Jude kam und versicherte mich, daß er seinen Gast sehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verstorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erschrack über diese Nachricht, als ob sie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich mit seiner Anstalt zufrieden. Ich rief den alten deutschen Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Sibirien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehn, und sehn sollte, was der Herr, der heute aus dem Arreste gekommen, in seiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu seiner Abreise als eine Standesperson versorgt werden sollte. Er kam wieder und sagte mir, daß er, bis auf das weisse Geräthe und eine Matratze zum Schlafen, mit den nöthigsten

Meu-

Meubeln versehen wäre. Ich reichte ihm alles selbst, was er forderte, und zwar von jeder Art das Kostbarste, und war unwillig, daß der Bedienten nicht mehr verlangte. Ich sagte ihm, daß er die Stücke genau zählen sollte, damit keines verloren gienge, und mein Herz wußte doch nicht das Geringste von dieser wirthschaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaschenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort, so könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er so lange geblieben wäre. Ach, hub er in seiner treuherzigen Sprache an, man kann von dem Herrn gar nicht wieder loskommen. Er ist ein rechter lieber Herr; alles, was er sagt, nimmt einem das Herz. O wenn sies nur hätten hören sollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenschaft errettet hat! Er mag recht fromm seyn, und ich weiß nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, sprach er, mein lieber Christian, gebt euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien selber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Ansehn. Wer weiß, wie vornehm er von Geburt ist, und hat doch in diesem verwünschten Lande so viel ausstehn

müssen! Wenn sie mirs erlauben, so will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohlgehe. Bey ihnen läßt er sich für alle Gnade, die sie ihm erzeigen, ganz unterthänigst bedanken, und um nichts, als ein Buch bitten. Es wird auf diesem Zettel stehen. Dieser Zettel war ein französisches Billet von diesem Innhalte:

Mein Glück scheint mir nur ein Traum zu seyn; und sie überhäufen mich mit so vieler Gnade, daß ich gar nicht weiß, wie ich dankbar genug seyn soll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden, und allen meinen Landsleuten, schon in Gedanken, daß ich das großmüthigste Herz in Siberien angetroffen habe. Ach, Madam, wodurch verdiene ich Ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich sie in dem Reste meines unglücklichen Lebens verdienen? durch nichts, als durch Ehrerbietung ∴

Dieser kurze Brief gefiel mir sehr wohl. Ich brachte einen grossen Theil der Nacht mit einer geheimen Auslegung dieses Brifes zu. „Wodurch „ soll ich ihre Sorgfalt in dem Reste meines un„ glücklichen Lebens verdienen? durch Ehrerbie„ tung. „ Ich gab diesem Worte eine Bedeutung, wie sie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daß der Tag schon da war. Ich eilte, und beschloß, Steeleyn des Mittags

mit

mit mir speisen zu lassen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermuthete, daß er bey seinem neuen Herrn seyn würde, und ich hatte Recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daß er mich bald über seinem neuen Herrn vergessen würde, und schickte ihn mit zwey französischen Büchern wieder an Steeleyn, und ließ ihn bitten, zu Mittage mit mir zu speisen. Ich ließ etliche wenige Gerichte nach deutscher Art zurichten, und ihn zu Mittage in einem Schlitten abholen. Ich hatte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm desto ähnlicher zu seyn; doch war ich sorgfältig genug gewesen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bey dieser Mahlzeit wollte ich, so zu reden, hinter mein eigen Herz kommen, und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundschaft wären. Mein Gast kam, und seine Mine war weit heiterer, als die gestrige, und wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war besser, obgleich noch rußisch, gekleidet, als gestern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redten aus ihm. Ich that, als ob meine Vorsorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und setzte mich ganz allein mit ihm zu Tische. Wir brachten über unsrer kleinen Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es schien mir, daß sie ihm eben so kurz ward, als mir. Er konnte sich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame

und vornehm zu speisen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erschrecken, ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanständigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiste überlegen war. Er mußte mir seine Begebenheit noch einmal erzählen, und sie rührten mich, als ob ich sie noch nicht gehört hätte. Wir sprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein so grosses Verlangen, ihn wieder zu sehn, daß ich lieber eifersüchtig geworden wäre. Mit einem Worte, mein Gast gefiel mir nach wenig Stunden so sehr, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, mich zu verstellen. Ich wünschte in denen Augenblicken, da uns unser Bedienter verließ, daß er mir etwas verbindliches sagen möchte, nur um zu wissen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der Ehrerbietung, und seine Augen redten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tische aufstunden, Abschied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben sollte, weil ich mich zu verrathen glaubte. Ich ließ ihn also wieder in sein Quartier bringen. Und nun wußte ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidiget, daß er mich schon verlassen hatte. Ich ward unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, jeweniger ichs seyn wollte. Ich stellte mir

vor,

vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über diese Vorstellung kleinmüthig, und rächte mich durch Geringschätzung an mir selber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren lassen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beschloß, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieser Zeit, daß sein Herr in seiner Einsamkeit ganz tiefsinnig würde. Wie lieb war mir diese Nachricht! Ich war schwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir gesprochen hätte. Er lobt sie über die maßen, sprach er, und fragt mich, so oft ich komme, wie sie sich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gast. Er kam, und die Unruhe hatte sich in alle seine Blicke vertheilet. Er hatte sich durch den Juden ein Kleid nach deutscher Art machen lassen, und sah noch einmal so jung aus. Ja, ja, dacht ich, er ist schön, er ist liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Gesichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Ursache fragte: warum er mich nicht so zufrieden sähe, als das letztemal. Ich erschrack über mein

verrätherisches Gesicht, und über die Aufmerksamkeit, mit der er mich betrachtete, und schob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubniß noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurück zu kehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet ihnen? Die Freude über ihre Befreyung herrscht nicht mehr in ihrem Gesichte. Ist es das Verlangen nach ihrem Vaterlande, das sie beunruhiget? Ja, Madam, sprach er mit niedergeschlagnen Augen. O wie war mir dieses Ja angenehm, das der Ton, mit dem ers aussprach, zu einem Nein machte. Haben sie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in ihrem Vaterlande, die sie erwartet? Warum entziehen sie sich und mir das Vergnügen, von ihr zu sprechen? Ich gebe ihnen mein Wort, daß ich ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um ihre Reise zu beschleunigen, und sie von meiner Freundschaft zu überzeugen. Er antwortete mir mit einem verschämten Blicke, und sagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit einem male wissen. Sie schweigen? Also haben sie eine Braut in London? Nein, rief er, Madam, der Himmel weiß es, daß ich seit dem Tode meiner Braut ohne Liebe gewesen bin. Wie könnte ich ihnen etwas verschweigen? Ach wie könnte ich dieses? Ich bitte sie, vermindern sie ihre Gütigkeit gegen mich. Ich bin unruhig, daß ich sie nicht verdiene. Dieß

ist die wahre Ursache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm eine entgegengesetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, je mehr ich ruhig war. Ich redte fast allein, und ich studirte seine Augen und sein Herz aus. Er liebt dich, fieng ich zu mir selbst an, und nichts als die Gesetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen seiner Liebe ein Stillschweigen auf. Er ist verschämt, das wünschest du; und er wünschet, daß du ihn zu dem Fehler nöthigen sollst, dir seine Liebe zu gestehen; und dieses verdient er. Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne sie über die Schranken der Freundschaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein kostbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Gallerie einheitzen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bey mir zu behalten. Als wir in das größte kamen, in welchem die Risse und Abzeichnungen von Festungen und Landschaften hiengen: so fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil von seiner Arbeit hier fände. Ich sah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, sondern auf mich Acht gab, und ich belohnte ihn gleich dafür. Ich will ihnen ihre Stücke zeigen, sprach ich; mein Gemahl hat mirs gesagt, daß die, unter welchen ein S. stünde, von ihnen wären. Er mag

sie mit diesen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, sprach er, Madam, sie könnten mich für alle meine Mühe auf einmal belohnen. Aber nein ===. Ich wußte in der That nicht, was er verlangte, und ich bat ihn recht inständig, daß er mirs sagen sollte. Wollen sie mirs vergeben, rief er, wenn ichs ihnen gestehe? Denn es ist eine Verwegenheit. Ja, sagte ich. Er eröffnete darauf die Thüre von dem vorhergehenden Zimmer, und wies auf mein Portrait. Madam, dieses Geschenk wollte ich mir wünschen, wenn ich Sie verlassen verlasse. Diese Bitte war mir das angenehmste, was ich von ihm gehöret hatte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich sie anhörte, das Recht, sie zu wiederholen, und er hatte schon das Herz, mich bey der Hand zu fassen, und meiner Hand durch die seine, ich weiß nicht was für verbindliche Dinge, zu sagen. Ich begab mich geschwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichsam der Gewalt zu entfliehen, die er meinem Herzen anthat. Er merkte seinen Sieg nicht, und glaubte vielmehr, mich beleidigt zu haben. Er war von der Zeit an fast ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine strenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gast, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheim-

niß

niß unsrer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubniß, alle Tage mit einander umzugehen. Wir durften uns vor Niemanden scheuen, als vor uns selbst. Alles stund unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten, zu groß, als daß ich von ihnen bemerkt zu werden, hätte fürchten dürfen. Dem ungeachtet schienen wir beyde bey aller unsrer Freyheit, und bey unserm täglichen Umgange, an statt daß wir vertrauter hätten werden sollen, einander nur desto fremder zu werden. Er hütete sich, mir die geringste Liebkosung zu machen, und ich nahm mich vielmehr, als im Anfange, in Acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir sahen beyde nicht, daß die Behutsamkeit, die wir in unsern Reden und in unseren Handlungen beobachteten, nichts als die stärkste Liebe war: oder besser, wir fühlten die Liebe so sehr, daß wir genöthiget wurden, uns strenge Gesetze vorzuschreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Bescheidenheit mir nach; und was war dieser Zwang anders als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieses einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniß von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hat-

ten uns durch einen Umgang von zehn oder zwölf Tagen so ausgeredet, daß wir fast nichts mehr wußten, und wir wurden desto ärmer an Gesprächen, ie weniger wir unser Herz wollten reden lassen. Wir spielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen ist, und das uns sehr beschwerlich gewesen seyn würde, wenn es uns nicht das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als ausserdem, zu beobachten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte, und ich ließ sie doch nur für seine Augen da. Unsere Spiele wurden alle bald aus. Ich verstund es wirklich besser, als er; allein ein Blick in seine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verschämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genug, mich zu demeinfältigsten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten diesen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden; und wir befanden uns so gut dabey, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unser Umgang hatte nunmehr ungefehr vier Wochen gedauert, und binnen dieser Zeit hatten wir einander nicht länger, als fünf Tage, nicht gesehen, und dennoch waren wir, so sehr wir einander gefielen, nicht vertrau-

ter als im Anfange; und wir würden unstreitig diesen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unsere Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude besuchte uns nämlich unvermuthet bey Tische, und kündigte Steeleyn an, daß morgen eine Lieferung für den Hof nach Moskau abgehen würde, und daß er für so und so viel Geld sicher und ziemlich bequem mit fortkommen könnte. Ich erschrack über diese Nachricht, daß ich nicht ein Wort sagen konnte, und Steeley eben so sehr. Wenn, rief er, wenn soll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich will gleich nachkommen. Der Jude verließ uns. Und nun gieng eine traurige Scene an. Ach Madam, fieng Steeley an, und schon liefen ihm die Thränen über die Wangen; ach Madam, ich soll schon fort? Morgen schon? ... Und was macht ihnen denn die Abreise so sauer? Er entsetzte sich über diese Frage, und gerieth in eine kleine Hitze. Sie fragen mich noch, was mir meinen Abschied sauer macht? Sie! Sie! Und auf einmal ward er still, und suchte seine Wehmuth zu verbergen. Mit welcher Entzückung sah ich mich von ihm geliebt! Ich schwieg still, oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehn, und ich nahm ihn in der Angst bey der Hand. Wo wollen sie hin? Ich will mich, sprach er, für meine Verwegenheit bestrafen, die ich itzt begangen habe, und Abschied

von ihnen nehmen und ... Aber wenn ich sie nun ersuchte, noch nicht fortzureisen, wollten sie nicht bey mir bleiben? Wollten sie nicht ihr Vaterland, ihre Freunde, einige Zeit später sehn? Ach, Madam, rief er, ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlassen, für sie vergessen. Sagen sie mir nur, ob sie mich .. ob sie mich hassen? Ich liebe sie, fieng ich an, es ist nicht mehr Zeit, mich zu verbergen, und wenn sie mich lieben: so bleiben sie hier, und reisen sie in meiner Gesellschaft. Nunmehr wagte er die erste Umarmung, und o Himmel! was war dieses nach einem so langen Zwange für ein unaussprechliches Vergnügen! Wie viel tausendmal sagte er mir, daß er mich liebte, und wie vielmal sagte ichs, und durch wie viele Küsse, durch wie viele Seufzer, wiederholten wir unser Bekenntniß! Nun redte unser Herz allein. Er fragte mich, ob ich seine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geschichte unsrer Empfindungen, und unser Umgang war von dieser Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tausend Freuden zurück. Ich schickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniß zu meiner Abreise zu beschleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beysammen gewesen: so wurden uns nunmehr ganze noch zu unserer Liebe zu kurz. Er suchte meine Liebe, die er schon gewiß besaß, durch die bescheidene Art, mit der er sie genoß, erst zu verdienen; und ich, die ich acht Jahre vermählt gewesen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unschuldigsten Liebkosungen erst schätzen. Ich versprach ihm; wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in sein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubniß, dahin zurück zu kehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm insgeheim wegzubegeben. Bis auf diese Zeit, sprach ich, bin ich ihre Braut, und so bald wir uns an einem Orte niederlassen, ihre Gemahlinn.

Wir unterhielten uns mit den Vorstellungen von unserm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, als ich endlich die Erlaubniß und die Passeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurück zu begeben. Mein Liebhaber war gleich bey mir. Und wie eilten wir, aus diesem traurigen Lande zu kommen! Der Commendant von einem nah gelegenen Schlosse war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er sah sie nicht an. Ihr Gemahl, sprach er, war mein guter Freund und auch ein Freund

tes Hofs. Er wird schon gut haushalten haben, und ich bin alt genug, ihm bald im Tode nachzufolgen. Ich bat ihn, daß er Befehl zu meiner Abreise geben, und die Meublen und das Haus meines Gemahls von mir zum Abschiede annehmen sollte. Ich nehme es an, sprach er; sie aber haben die Freyheit, was ihnen gefällt, mit sich zu nehmen; die ihrem Stande gemäße Bedeckung ist alle Stunden zu ihren Diensten.

Ich reiste also mit zween Wägen unter einer starken Bedeckung in der Mitte des Innius fort. Mein Gemahl hatte mir über hundert tausend Rubeln meistens an Golde und Juwelen hinterlassen. Die eine Hälfte nahmen wir auf unsern Wagen, und die andere auf den, wo unser Christian nebst einigen befreyten Gefangnen saß. Steeley ließ, ehe wir abreisten, alle Gefangene, in und um Tobolskoy herum, kleiden, sie drey Tage speisen, und jedem etliche Rubeln geben. Es mochten ihrer etliche funfzig seyn.

Wir kamen nach einer beschwerlichen Reise von fünf Wochen, die wir Tag und Nacht fortsetzten (weil die Nacht in den warmen Monaten fast so hell wie der Tag bleibt) glücklich in Moskau an. Ich wollte nicht öffentlich bey Hofe erscheinen, und ich suchte nichts, als der Geliebten des Zaars, deren Fräulein ich gewesen war, insgeheim aufzuwarten. Die großmüthige Catharina empfieng

mich

mich auf dem Lustschlosse Taninska sehr liebreich. Ich mußte acht Tage bey ihr bleiben; allein alle die Gnade, die sie mir unter dieser Zeit erwies, war mir ohne meinen Geliebten eine unerträgliche Last. Sie hörte, daß ich nichts wünschte, als das Glück, nach Curland zurück zu kehren, und sie verschaffte mirs, weil sie nur befehlen durfte. Ich eilte nach der Stadt zurück, und ließ meinen lieben Reisegefährten, der bey dem englischen Kaufmanne abgetreten war, aufsuchen. Mein Christian brachte mir die betrübte Nachricht, daß er krank und nicht im Stande wäre, zu mir zu kommen. Ich ließ mich den Augenblick zu ihm fahren. Seine Krankheit war nichts, als der Kummer um mich. Ach, rief er mir entgegen, habe ich sie nicht verloren? Sind sie noch meine beständige Freundinn? Ich bewies es ihm, und blieb den ganzen Tag bey ihm. Er zeigte mir Briefe aus Londen, und insonderheit die, welche der Herr Graf an ihn zurückgelassen hatte. Es war wirklich mein Vorsatz nach Curland zu gehn, und nichts, als die Schwachheit meines Geliebten, hinderte die Abreise. Endlich er hielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, sprach er zu mir, er hat seine Gemahlinn wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reisen? Wie glücklich würden wir bey ihm seyn!

Mehr brauchte es nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beschlossen, wir giengen nach Holland. Ich setzte mich mit ihm zu Ende des Augusts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgestanden, die uns nichts gethan, als daß sie uns ein Paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir sind schon vor vier Tagen ans Land gestiegen, und gestern früh zu Lande hier angekommen.

Dieß war die Geschichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beyden ersten Tagen verstrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Caroline kleideten unsere Braut an, und verliebten uns recht in sie, so reizend war sie; allein der, für den sie so reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten sie in sein Zimmer. Itzt, sprach sie, ist es noch Zeit, wenn sie Lust haben, eine andere zu wählen, und umarmte ihn. R** kam bald darauf mit seinem guten Freunde, einem Prediger bey der französischen Gemeine, der sie vermählen sollte. Er hatte ihm die Umstände von beyden gesagt. Wir setzten uns nieder und wir wußten nicht, daß unser Geistlicher

eine

eine Rede halten würde. Er that es mit so vieler Bredsamkeit und mit so vielem Geiste, daß wir alle ausser uns kamen, und uns keine gröfsere Wollust auf diesen Tag hätten erdenken können. Er redte von den wunderbaren Wegen der Vorsehung bey dem Schicksale der Menschen. Man stelle sich den Grafen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, seine Braut, mich, kurz, und alle vor, wenn man wissen will, was diese vernünftige Rede für einen Eindruck in unsere Herzen machte. Unsere Seele erweiterte sich durch die hohen Vorstellungen, um den Umfang der göttlichen Rathschüsse in Ansehung unsers Schicksals zu übersehn, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchsen mit unsern erhabnen Vorstellungen. Leuten, die niemals im Unglücke gewesen, Leuten, die zu frostig sind, andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieser Rede schöpften, als ein scheinheiliges Rätzel vorkommen. Sie werden sich nicht einbilden können, wie sich solche ernsthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe schicken; allein sie werden mir auch nicht zumuthen, daß ich ihnen eine Sache beweisen soll, die auf die Empfindung ankömmt.

So vergieng der Vormittag, und Steeley und Amalie waren verbunden, und unser Bündniß

war

war auch wieder erneuert. Unser Geistlicher, der uns ein recht lieber Gast gewesen seyn würde, wollte nicht bey uns bleiben, so sehr wir ihn auch baten. Er sagte, daß er den Nachmittag bey einem jungen Menschen zubringen würde, der sich aus Schwermuth das Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbstmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbesserung seiner elenden Umstände etwas beytragen, und ihn mit einigen Arzneyen versehen lassen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemüths durch ein verdorbnes Blut noch mehr unterhalten würde. Weil es schien, daß er die besondern Umstände dieses Menschen mit Fleiß verschwieg: so wollten wir nicht zur Unzeit neugierig seyn. Wir fragten also nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferinn, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er sich gestern durch ein Messer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir sagten ihm, daß er nicht bitten, sondern uns vorschreiben sollte, wie ers mit dem Kranken gehalten wissen wollte; weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unsern Vermögen zu dienen. Wir schickten ihm, sobald der Geistliche weg war, Better, und andere Sachen. Unser Doctor mußte kommen, und das unglückliche Mädchen, von der

ich

ich oben geredt habe, und die itzt Aufseherinn in meinem Hause war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten um zu hören, was er für Anstalten wegen der Speisen und des Getränks machen würde, damit sie alles nach seiner Vorschrift einrichten könnte.

Wir sezten uns zur Tafel, und wir wären eines solchen Tages nicht werth gewesen, wenn wir ihn nicht zu geniessen gewußt hätten. Eins war zu dem Vergnügen des andern sinnreich; und Kleinigkeiten, die andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geschmacks, vorüber gehn, dienten uns in unserer Gesellschaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigsten mittel der Freude am wenigsten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des Cosackischen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erschreckten, besseelten unsere Vertraulichkeit, und jeder unschuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufseherinn, die wir zu dem Kranken geschickt hatten, kam mit offnen Armen zurück und erzählte uns, daß sie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daß es der Elende selbst wäre, für den wir gesorgt hätten. Er, rief sie, hat mir alles mit tausend Thränen abgebeten, und ich habe ihm alles vergeben, und ich

bitte

bitte für ihn. Sein Gewissen hat ihn mehr als er zu sehr bestraft. Er sagte mir, daß er sich, da er mich so boshaft verlassen, nach Harlem gewendet, und sich allen Ausschweifungen überlassen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er gethan. Einige Monate sey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er sich der entsetzlichen Vorstellungen, daß er mich und die Frucht unsrer Liebe durch seine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genöthiget, an den Ort zurück zu kehren, wo er mich verlassen, und da er weder das Herz gehabt, sich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er es thun sollte: so hätte ihn endlich eine alte Schifferinn auf eben der Wiese, wo er von mir gewichen, und auf der er schonzween Tage zugebracht, in der größten Verzweifelung angetroffen, und ihn mit sich in ihre Hütte genommen. Hier hätte er, da er ohne dieß nichts mehr zu leben gehabt, sein Elend durch den Selbstmord endigen, und sich zugleich für seine Bosheit bestrafen wollen. Es steht bey ihnen, fuhr sie fort, ob sie ihm durch ihre Wohlthaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidiget hätte; allein (hier sah sie mich an) sie zu verlassen, das kann ich nicht. Sie verdiente unsere Gewogenheit und unser Vergnügen über ihr Glück. Wir liessen ihren Liebha-

ber

ber in das Haus neben uns bringen, und besuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, seine Geliebte wieder gefunden zu haben, hatte ihm so viel Lebhaftigkeit ertheilt, daß er mit uns sprechen und seinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzählen; allein wir waren mit seiner Reue zufrieden und erliessen ihm die Schaam, sein eigner Ankläger zu werden. Wir sahen in seinem zerstreuten und ausgezehrten Gesichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und wegen seiner Jugend der Vergebung und des Mitleids desto würdiger.

Den Rest des Abends brachten wir mit einer Musik zu, die wir uns selber machten. Ich spielte den Flügel, und bald sang ich selbst, bald Amalie, oder Caroline, dazu. Meine kleine Tochter, die in das sechste Jahr gieng, war so verwegen, Steeleyn zu einem Tanze aufzufodern, und sie hätte uns bald alle zu dieser Lust verführt. Wir führten endlich unsre beyden Vermählten in ihr Schlafzimmer und überliessen sie den Wünschen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathschlagte, was wir unserm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat der Bediente herein, und sagte, daß ein Engel-

länder meinen Gemahl sprechen wollte. Sobald er die Thüre öffnete, so sagte uns sein Gesicht, daß es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt, aber seine muntern Augen, sein rothes Gesicht, und trotziger Gang, widerlegten seine Haare. Ich suche, fieng er auf französisch an, meinen Sohn bey ihnen, oder da ich in meinem Leben wohl nicht so glücklich seyn werde, ihn wieder zu sehen: so will ich wenigstens hören, ob sie nicht wissen, wo er ist. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weiß, daß er aus seinem Elende in Siberien hat sollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen so theuern Freund von meinem Sohne zu sprechen, bin ich in meinem neun und siebenzigsten Jahre noch einmal zur See gegangen. Ihre Reise, fieng mein Gemahl an, soll sie nicht gereuen. Ich habe Briefe von ihrem Sohne aus Moskau, und kann ihnen die erfreuliche Nachricht von seiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können sie sich hier aufhalten? Das ganze Jahr hindurch, sprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte seine väterliche Neubegierde mit einigen besondern Nachrichten, und ich eilte zu unsrem zärtlichen Paare, um zu sehen, ob sie angekleidet wären. Sie giengen beyde noch in ihren Schlafkleidern, und ich

ließ dem Grafen heimlich sagen, daß sie aufgestanden wären. Mein Gemahl, sprach ich nach einigen kleinen Fragen, wird gleich kommen, und sie zu einer Spazierfahrt einladen. Indem öffnete er schon die Thür, und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblicke rieß sich Steeley von seiner Gemahlinn, die ihn in den Armen hatte, los, und lief auf seinen Vater zu. Der Alte sah ihn nach der ersten Umarmung lange an ohne ein Wort zu sagen. Ja, rief er endlich, du bist mein Sohn, du bist mein lieber Sohn; Gottlob! nun will ich gern sterben. Mein Sohn, gib mir einen Stuhl, meine Füsse wollen mich nicht mehr halten. Amalie langte ihm einen, und wir traten alle vor ihn. Seine erste Frage war, wer Amalie wäre. Seit gestern, sprach sie, bin ich die Gemahlinn ihres Sohnes. Sind sie mit seiner Wahl zufrieden? Er nahm sie recht liebreich bey der Hand. Ist es gewiß, daß sie meine Tochter sind; so küssen sie mich und sagen sie mir, aus welchem Lande sie sind. Er machte ihr darauf die größten Liebkosungen, und that allerhand Fragen, die seinem ehrlichen Charakter gemäß und uns deswegen angenehm waren, wenn sie gleich nicht die wichtigsten waren. Es mißfiel ihm, da er hörte, daß wir nicht getanzt hätten. Nicht getanzt? fieng er an, wie traurig muß diese Hochzeit gewesen seyn! Nein, was unsere Vorfahren für gut befunden haben,

daß

daß muß man nicht abkommen lassen. An seinem Hochzeittage muß man froh seyn. Wenn wir nach Londen kommen, so will ich alles so anordnen, wie es an meiner Hochzeit war. Es sind Gottlob! schon fünfzig Jahre verstrichen, und ich weiß alles noch so genau, als ob es erst gestern geschehen wäre. Es ist wahr, sprach er zu Amalien, sie sehen viel schöner aus, als meine selige Frau an ihrem Brauttage sah; aber sie war viel besser angezogen. Er beschrieb ihr mit der Freude eines Alten, dem das gefällt, was in seiner Jugend Mode gewesen, den ganzen Anzug seiner Frau, und sie versprach ihm, wenigstens um den Kopf und den Hals einen Theil von diesem Staate nachzuahmen. Sie that es auch, und in einem engen Leibchen und grossen weissen Aermeln, drey oder viermal mit Bande gebunden, und in Locken, die bis auf die Schultern hiengen, gefiel sie ihm erst recht wohl. Sein Sohn mußte ihm sein Schicksal erzählen. Er weinte die bittersten Thränen, wenn Steeley auf eine betrübte Begebenheit kam; und mitten unter den Thränen machte er hier und da noch allerhand Anmerkungen. Er fuhr ihn z. E. bey dem Anfange seiner Geschichte recht väterlich an, daß er den Gesandten verlassen hätte und ein Soldat geworden wäre. Bald darauf umarmte er ihn, daß er so rechtschaffen an dem Grafen gehandelt hätte,

te, als er auf dem Wege krank geworden. Da erkenne ich meinen Sohn, rief er. Gott weis es, ich hätte es eben so gemacht; das heißt seinen Freunden in der Noth dienen! Bey der Begebenheit mit dem Popen in Rußland machte er ihm keine Vorwürfe. Deine Liebe zur Wahrheit, sprach er, ist dir freylich übel bekommen, und ich wünschte, es wäre nicht geschehn, aber es ist doch allemal besser, seine Meinung frey heraus zu sagen, als mit einer niederträchtigen Furchtsamkeit zu reden. Ich sehe dich, weil die Sache von der Religion hergekommen ist, als einen Märtyrer an; und ich danke Gott für den Muth, den er dir gegeben hat. Bey den grossen Diensten, die der Graf Steeleyn in Siberien erwiesen, nahm er eine recht majestätische Mine an. Nun, sprach er, das ist Großmuth! mehr kann kein Freund an dem andern thun. Ach Herr Graf, sie haben noch ein redlicher Herz, als ich und mein Sohn. Ihnen habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich sie rühmen. Die Geschichte der Liebe mit Amalien trug Steeley auf der Seite vor, wo er wußte, daß sie seinen Vater am meisten rühren würde. Er ließ alles Freundschaft in ihrem Umgange seyn, und die Liebe nicht eher, als kurz vor der Abreise aus Moskau, entstehen. Alles gefiel ihm, alles war schön an Amalien,

und je mehr er aus der ganzen Erzählung schloß, daß Amalie vor ihrer Vermählung seinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, desto freudiger ward er, und desto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendiget war, umarmte er Amalien noch einmal. Ach sprach er, mein Sohn ist ihrer nicht werth. Er verdient eine liebe Frau; aber wodurch hat er sie verdient? Kommen sie mit nach Londen, ich habe ein grosses Haus, und es ist in der ganzen Welt nicht besser, als in Londen? Was, fieng sie an, als in Londen? und hier bey ihnen, fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch etliche Tage bey mir behalten, und mir seine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen lassen wollte. Er war wirklich bey allen seinen kleinen Fehlern ein rechter liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er sie begieng, machte sie angenehm. Er war dreist, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und seine Vorurtheile waren entweder unschuldig, oder doch dem Umgange nicht beschwerlich. Wir begiengen diesen und den folgenden Tag das Hochzeitfest nach seinem Plane. Er war auf die anständigste Art munter, und weckte uns alle durch sein Beyspiel auf. Sein Leibspruch war, man kann fromm und auch vergnügt seyn. Mein Sohn, sprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht,

nun

nun soll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denselben Abend bis um eilf Uhr, und war gegen R** und den Grafen, und gegen seinen Sohn selbst, ein Jüngling. Das heißt, fieng er an, recht ausgeschweift. So spät bin ich seit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber ist doch das Tanzen keine Sünde. Wenn ich nun auch diese Nacht stürbe, so würde mir meine Freude doch nichts schaden. R** fragte ihn bey dieser Gelegenheit, wie er sich denn bis in sein hohes Alter so munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode besiegt hätte, da er ihm nach seinen Jahren so nah wäre. Daß ich noch so munter bin, sprach er, das ist eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den ersten Jahren an gewöhnt worden bin. Und warum sollte ich mich vor dem Tode fürchten? Ich bin ein Kaufmann, ich habe meine Pflicht in Acht genommen, und Gott weis, daß ich Niemand mit Willen um einen Pfenning betrogen habe. Ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen, und Gott wird es auch gegen mich seyn. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser seyn** Mußte man einen solchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinn umgegangen war, und doch ein so edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das grosse Vermögen, das Amalie besaß, keine be-

sondere Freude. Mein Sohn, sprach er, du hast ein Glück mehr, als andre Leute; aber du hast auch eine Last mehr, wenn du dein Glück recht gebrauchen willst.

Nachdem er das Vergnügen eingesammelt hatte, das sich ein Vater in seinen Umständen wünschen konnte: so waren alle unsre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in sein Vaterland abzuhalten. Ich will in Londen sterben, sprach er, und bey meiner Frau begraben werden; lassen sie mich reisen, ehe die See stürmisch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurück lassen und zufrieden seyn, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Steeley wollte seinen Vater nicht allein reisen lassen, und sich doch auch nicht von uns trennen. Mit einem Worte, wir entschlossen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach Londen zu begleiten und den Winter über da zu bleiben. Dieses hatte der Alte gewünscht, aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, stifteten wir noch ein gutes Werk. Wid, so hieß der junge Mensch, der seine Geliebte ehemals verlassen hatte, war völlig von seiner Krankheit wieder hergestellt. Er wünschte nichts, als seine Braut zu besitzen, und mit seinem Vater wieder ausgesöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geschrieben; aber er wollte nichts von seinem Sohne mehr wissen,

und

und versicherte uns, daß er ihn, so geringe sein Vermögen wäre, doch schon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir sahen, daß er die Thorheit seiner Jugend in seinen männlichen Jahren wieder gut machen würde. Er hatte in Leiden bis in sein siebenzehntes Jahr studirt, und nachdem auf seines Vaters Willen in ein Contoir gehn müssen. Andreas war auf das erste Wort willig, ihn in seine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie stattete die Braut sehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tausend Thaler. Wir streckten ihm überdieß noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles dieses seinem Vater, um ihn desto eher zu gewinnen. Wir überliessen also Carolinen unsre Tochter und unser Haus zur Aufsicht, und giengen zwölf Tage nach des alten Steeley Ankunft zur See. Der Wind war uns so günstig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von Londen waren. Wir trafen ein Paquetbot an, und um eher am Lande zu seyn, setzten wir uns in dieses; allein zu unserm Unglücke. Wir waren alle in dem Bote, bis auf den alten Christian der Amalie. Dieser wollte seinem Herrn die Chatoulle, in welcher der gröste Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch

wirklich darnach; allein vergebens. Christian, es mag nun seine Unvorsichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes Schuld gewesen seyn, ließ vor unsern Augen die Chatoulle in die See fallen, und schoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er sich zu sehr über Bord gehoben hatte, selbst nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als funfzig tausend Thalern war in einem Augenblicke verlohren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalia zu ihrem Manne an, noch so lieb, als zuvor? Steeley betheurete es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war sie zufrieden. Der alte Steeley, so wenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergessen. Er hielt dem alten Christian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn sie getrost, sprach er, ich habe, Gottlob! so viel, daß sie beyde nach meinem Tode ohne Kummer mit einander werden leben können. Den armen Christian kostete diese Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach Londen, und starb bald nach unserer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine ausserordentliche Liebe für diesen Menschen, und sie liessen ihn den verursachten Verlust so wenig entgelten, daß sie ihn vielmehr für seine Treue auf die großmüthigste Art noch auf seinem Sterbebette belohnten. So

bald sie vom Doctor hörten, daß wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig wäre: so liessen sie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht sichtbar zu überführen, daß sie nicht auf ihn zürnten; denn dieses war sein Kummer. Kurz vor seinem Tode besuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und setzte sich vor das Bette des Kranken, um ihn sterben zu sehn. Er hat ein sanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es seyn müßte, ich wollte gleich mit ihm sterben. Der sterbende sch:en sich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem schoß ihn ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Christian war todt. Bin ich nicht erschrocken? rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte sich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen lassen. Laßt mir meinen Großvaterstuhl bringen fieng er an, in diesem will ich sterben, ich fühle mein Ende. [Man brachte ihm den Stuhl, und er ließ ihn vor das Fenster, das nach dem Garten gieng, setzen, damit er den Himmel ansehen könnte. Er hub seine Hände auf und bat uns, (wir waren alle zugegen) daß wir ihn nicht stören sollten. Nachdem er sein Gebet verrichtet, rief er seinen Sohn. Ich fühle es, sprach er, daß ich bald sterben werde. Der gute Christian hat mich recht erschreckt, aber wer kann

dafür. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Schreibtische. Gott segne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlasse; es ist kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geschickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader, wozu der Alte anfangs gar nicht geneigt war. Doch es gieng kein Blut. Er schlug ihm eine an dem Fusse, und auch da kam keines. Sieht er, sprach der Alte, daß seine Kunst nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hoffnung? Keine, sprach der Medicus. So gefällt er mir, war seine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen sie sich, fuhr der Doctor fort, der guten Augenblicke, wenn sie noch einige Anstalten zu treffen haben. Der Alte lächelte, als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anstalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig, bis auf das Abschiednehmen. Wo sind meine Kinder, und meine lieben Gäste? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbesondere Abschied. Ach, fieng er darauf an, wie schön wirds in jener Welt seyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von ihnen am ersten da umarmen? ... Es wird mir ganz dunkel vor den Augen, aber sonst ist mir recht wohl, recht .. Bey diesen

Vor-

Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf starb er.

Der Anfang unsers Aufenthalts in Londen war also traurig, und das Geräusche der Stadt und der Besuch ward uns so beschwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entschlossen, den Rest des Herbsts, und den Winter selbst auf Steleys Landgute, das etliche Meilen von Londen war, zuzubringen.

Wir lebten daselbst sechs Monate recht zufrieden und meistens einsam, außer, daß wir zuweilen die Schwester von der ehmahligen Braut unsers Steeleys besuchten, und wieder von ihr besucht wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entschlossen, niemals zu heirathen. Niemand als sie wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Loewenhöck. Dieses Frauenzimmer, die nichts weniger, als schön war, besaß doch die liebenswürdigsten Eigenschaften. Amalie, sie und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schwester zu, und ehrten ihr Andenken mit unsern Thränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus Londen besuchten nunmehr das Land. Das nächste Gut an dem unsrigen gehörte dem Staatssecretair Robert. Dieser hatte mit Steeleyn ehmals

in Oxford studirt, und Steeley war sehr begierig ihn nach so vielen Jahren einmal wieder zu sehn. Er schrieb an ihn, so bald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniß, daß er ihn nebst seiner Frau, und noch ein Paar guten Freunden besuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurück gekommen war, schickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnsucht und Freundschaft, und zugleich seinen eigenen Wagen. R ** war unpaß, und wir fuhren also ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höfflichkeit, und Steeley präsentirte ihm meinen Gemahl unter seinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht. Unser Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungestört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergesetzt, und ausser den Complimenten noch nichts gesprochen, als der Bediente des Staatssecretairs herein trat, und jemanden anmeldete, aber so sachte, daß wir nichts als das Wort, Abgesandter verstehen konnten. Müssen wir denn gestört werden? fieng Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebst dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben sitzen, und erwarteten mit grösstem Verdruß den neuen

Gast;

Gast; aber o Himmel, was für ein Anblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S=. herein geführet brachte! Wir sprangen beyde von der Tafel auf, und wußten nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben sollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er seinen Augen nicht trauen wollte; indem sah er den Grafen, und erschrack, daß er blaß wurde. Robert merkte nichts von diesem Geheimnisse, und nöthigte den Prinzen und uns, die er seine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte sich, und sagte, daß er schon gefrühstückt hätte, und nur gekommen wäre, sich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daß er ihm Gesellschaft leisten wollte; allein er nahm es nicht an. Geben sie mir ihren Jäger mit, sprach er ganz zerstreut; auf den Abend will ich gewiß ihr Gast seyn. Indem machte er uns allen ein Compliment, und Robert begleitete ihn. Ach, fieng mein Gemahl zu Steeley an, wo haben sie uns hingeführt? wie wird mirs und meiner Gemahlinn ergehen? Das war der Prinz von S=. Er wird in den Verrichtungen seines Königs hier seyn, und ich ich=. Robert kam mit einer unruhigen Mine wieder. Ich weis nicht, sprach er, warum der Prinz so bestürzt war. Er muß iemanden von ihnen kennen, oder zu kennen sich einbilden. Er fragte insonderheit nach ihnen; (er

meynte den Grafen) allein ich sagte ihm, daß ich mit meinen Gästen selbst noch nicht bekannt wäre. Er ist in den Angelegenheiten des Königs von Schweden seit kurzer Zeit hier, und wird vermuthlich bald wieder von hier zur Armee abgehn. Unser Wirth schloß aus unsrer Bestürzung auf ein Geheimniß, und bat, daß wir ihm die Sache entdecken sollten, wenn sie nicht von Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles sagen, fieng der Graf an, und zum voraus um ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G — Mein Name wird ihnen durch mein Unglück vielleicht schon bekannt seyn. Ich bin vor zehn Jahren als ein Schwedischer Obrister so unglücklich gewesen, daß mir das Leben durch das Kriegsrecht abgesprochen worden ist. Darauf erzählt er ihm das Uebrige, und wie er zu seiner Sicherheit, als ein Gefangener der Russen, den Namen Loewenhoeck angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, ist mein Feind, und meine Verurtheilung ist vielleicht eine Wirkung seiner Rache gewesen. Ich will ihnen die Ursache nicht sagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu suchen. Sie ist ihm vielleicht nachtheiliger, als seine Rache selbst. Ich schließe aus seiner Bestürzung, daß er mich für todt muß gehalten haben, und wer weis, ob nicht die Zeit seinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich, schloß er endlich, nicht

so unschuldig, als ich ihnen gesagt habe: so lasse mich Gott noch durch die Verfolgung dieses Prinzen sterben. Unser Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Gesichte trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben sie bey mir, sprach er. Ich will alle mein Ansehn bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlassen sie sich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegen fahren, und ihn zurück holen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen sagen, was sie thun sollen. Erzählen sie mir indessen alles, was zu ihrem Schicksale gehört, denn ich sehe doch, daß wir itzt nicht essen können. Wir thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht sagen; ich will es ihnen aber beweisen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daß wir uns bis zu seiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten sollten. Wir erwarteten ihn daselbst zwischen Furcht und Hoffnung, und waren beynahe entschlossen, ohne seine Erlaubniß wieder zurück zu kehren. Endlich sahen wir ihn nebst dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte sich über diesen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederschlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund,

sprach er, wenn ichs auch nicht immer gewesen bin, und ich wünschte, daß sie der meinige werden möchten. Wir haben sie alle für todt gehalten. Ich weis, daß ihnen bey der Armee zu viel geschehen ist, und es kömmt auf sie an, was sie für eine Genugthuung fordern wollen. Keine, antwortete der Graf, als diejenige, die sie mir schon ertheilt haben, nämlich daß ich unschuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie sind ihrer so werth, versetzte der Prinz, daß ich ihnen in seinem Namen zweyerley zum voraus verspreche. Wollen sie mit nach Schweden und zur Armee zurück kehren; so biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieß wird die beste Ehrenerklärung für das seyn, was ihnen als Obersten Schuld gegeben worden ist. Wollen sie dieß nicht: so bleiben sie hier. Ich will es bey dem Könige so weit bringen, daß sie als Schwedischer Envoye bey meiner Abreise zurück bleiben sollen. Sagen sie ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, sie zu überzeugen, daß ich sie hoch schätze, und daß Vergangene wieder gut machen will. Der Graf schlug beydes aus. Ich bin zufrieden, sprach er, daß sie mein Freund sind, und mich in die Gnade des Königs von neuem setzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen, und glücklich seyn, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein

Leben ohne öffentliche Geschäffte beschliessen. Robert mengte sich endlich in das Gespräch, und unsere Furcht vor dem Prinzen verminderte sich. Es sey nun, daß seine Rache gesättiget war, oder daß ihn sein Gewissen gequält hatte: so bezeugte er den ganzen Abend eine außerordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er so viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that so großmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidigt worden. Der Prinz nahm noch denselben Abend von uns Abschied, weil er sehr früh wieder zurück nach Londen wollte. Wenn sie mein Freund sind, sprach er zum Grafen, so besuchen sie mich noch diese Wochen oder ich komme zu ihnen. Der Graf versprach es ihm, allein er konnte sein Wort nicht halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andern male verlieren sollte. Denn in eben dieser Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unserm großmüthigen Wirthe auf unser Landgut zurück, und das Fieber ließ den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen so entkräftet, daß er die Hofnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von seiner Seite, und suchte mir ihn recht wider den Willen des Schicksals zu erhalten; so vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor seinem

Ende wünschte er, daß ihn der Prinz besuchen möchte. Wir liessens ihm eiligst melden, und er war den Tag darauf schon zugegen. Sehn sie, sprach der Graf, daß ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abschied von ihnen nehmen, und sie und mich überzeugen, daß ich als ihr Freund sterbe. Der Prinz war so gerührt, und zugleich so beschämt, daß er ihm wenig anworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette sitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit seinem Mitleiden. Der Graf war so schwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen, ihn zu verlassen. Der Prinz gieng mit grösster Wehmuth fort, und wagte es nicht, von mir Abschied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu sich selber. Amalie, Steeley und R. der doch selbst noch krank war, traten alle zu ihm. Bald, sprach er zu mir, hätte ich euch nicht wieder gesehn. Ach meine Gemahlinn, der Tod ist nicht schwer; aber euch und meine Freunde zu verlassen, das ist bitter. Ich sterbe; und ihnen, mein lieber R.. überlasse ich meine Gemahlinn. Er starb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über seinen Tod nicht beschreiben. Er war ein Beweis der zärtlichsten Liebe, und bis zur Ausschweifung groß. Ich

fand

fand eine Wollust in meinen Thränen, die mich viele Wochen an keine Beruhigung denken ließ, und Amalie klagte mit mir, an statt, daß sie mich trösten sollte. R.. mußte die Zeit über das Bette hüten, und auch dieses vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein sann auf meine Ruhe, und nöthigete mich, da die beste Zeit des Jahrs verstrichen war, mit ihm nach Londen zurück zu kehren.

Das erste, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe von Londen wegzugehen, und wagte es in Roberts Gesellschaft bey unsrer Ankunft mir die Condolenz abzustatten. Er wiederholte seinen Besuch binnen zween Tagen etliche mal, und begehrte, daß ich ihm eine Bittschrift an den König mitgeben und um die Ersetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten sollte. Ich gab ihm eine, blos um ihn nicht zu beleidigen. Noch an eben dem Tage erhielt ich einen Besuch von dem Staatssecretair. Ich will ihnen, fieng er nach etlichen Complimenten an, die Ursache meines Besuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weis nicht, ob sie mich ohne Unwillen anhören werden. Wissen sie, daß ihm seine Gemahlinn vor etlichen Jahren gestorben ist? Er wünscht, sie als Gemahlinn mit nach Schweden nehmen zu können, und es ist nichts gewisser, als

daß

daß er sie auf das äusserste liebt. Mit einem Worte er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf, oder nicht. Nunmehr habe ich ihnen alles gesagt, und sie dürfen sich bey ihrer Antwort nicht den geringsten Zwang anthun. Steeley und Amalia und R** waren zugegen, als er mir den Antrag that: und R** erschrack, als ob er mich schon verloren hätte. Ich entsetzte mich selbst über die Verwegenheit des Prinzen, und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieses: Hier ist mein Gemahl, und wies auf den Herrn R**. In der That war er mir noch so schätzbar, daß ich ihn allen andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entschliessen können, mich wieder zu vermählen. Und vielleicht wäre ich, soll ich sagen, zärtlich, oder schwach genug dazu gewesen, wenn er länger gelebt hätte. Er starb bald darauf an seiner noch fort dauernden Krankheit, und die Betrübniß über seinen Verlust überführte mich, wie sehr ihn mein Herz noch geliebet hatte.

E N D E.

Fabeln

und

Erzählungen

von

C. F. Gellert.

MDCCLXV.

Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, sind, meiner Meynung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unserer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereicht der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bey allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vie-

len

len Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die älteste Spur des menschlichen Witzes. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen, und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bey diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bey ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden Ursache haben, von meiner Dienstfertigkeit nicht zum besten zu urtheilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand läugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äsopische Witz, den das den Wissenschaften günstige Deutschland itzt liebt, ward von den Deutschen schon hochgeschätzt, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt re-

den,

den, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meine diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Professor der Philosophie zu Straßburg, Johann George Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704. bis 1710. gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben *. Es ist nach denen Umständen, die Herr Scherz angiebt **, sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs II. Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würden uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossä gelebet haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und grossen Herren;

und

* Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geistvoller Schriften. VII. St. 48. S.

** *Scherzii* Philosophiæ moralis Germanoru m medii aevi specimen primum,

und hiedurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen Fontaine geschicket, als unser Ungenannter, wenn er in nnsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist: der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortrefflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es gehet seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante; er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Stralen schiessen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen

zu

zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet, dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedene, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füssen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von solchen Wörtern, wenn sie auch heut zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr, oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und daß also oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder sonst nicht

zulänglich ausgedrückt zu seyn scheinet, dennoch kräftig, poetisch und richtig gegeben seyn kann. Wer sich in alle diese Umstände setzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmuth im Lesen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen. Der Leser mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobet habe. Das erste Exempel mag die Fabel von dem Löwen und der Maus seyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne.

Eins tages ein louwe sich erging
In eim walde, da er fing
Ein mufz, die wollt er getöttet han.
Sie sprach: Herr louwe, lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erslagen?
Des er gewalt hat, wan er will.
Ist Im das ein ere? das ist nit vil.
Was grosser künheit mag das gesin,
Ob ein louwe ein muselin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geschaden mag, und nit tut we.
Lossent ir mich Herr genesen!

Ich

Ich mag uch wol nuz weſen,
Und mag uch keinen ſchaden tun,
Noch minder dann ein arn * ein hün:
Der louwe lieſz ſin zurnen ſin,
Und lieſz gon das muſelin,
Des wart es innerlichen fro.
Ich will es uch dancken, ſprach es do.
Nu wart es nit lange geſpart,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was ſtark.
Er hett geben duſent Marg,
Das er daruſs wer geweſen,
Er wonde ſicher, nit geneſen.
Da er alſo gefangen lag,
Da kam die muſz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie ſprach: Got gruſz uch, herr myn!
Was clagent ir? Was iſt uwer tot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der muſz.
Sie ſprach: Herr ir koment wol uſz;
Ich hilff, daſs ir blibent by dem leben;
Wann ** Ir hant mir dis myn geben.
Was ſol ich uch nu me ſagen?
Die muſz geriet *** das garn nagen
Und mit den zenen biſſen,
Und ouch garn zerriſſen
Einzwey, da wart das loch groſz:
Den louwen das nit verdroſz.
Vil balde er ſich dannen macht,
Der muſe det er acht ****

* ar, Adler. ** Weil. *** Fieng an. **** Er bezeugte der Maus Hochachtung.

Fruntlich er Ir dancken began,
Sie ſprach: Ich hab gern getan.
Gedenkent wie der gewalt ſy,
Dem miltikeit nit wonet by.
Gewalt erbermde* ſol han;
An gewalt ſol tugent ſtan.
Der groſz dem mindern ſol vertragen,
Nutze mag er ſin, der nit mag ſchaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unſer Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas ſehr angenehmes bey ſich. Man ſieht nichts gekünſteltes, und auch nichts froſtiges. Er iſt nicht ſo kurz, daß er ängſtlich würde, und auch ſo wortreich, daß er viel müßiges ſagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Mine vor, und verbindet ſie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und ſchickt ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo gut, daß man nicht ſieht, was ſie beſſers hätte ſagen ſollen. „ Herr „ Löwe laßt mich gehn! Was mag wohl „ ein König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erſchlägt? Daß er Gewalt „ hat, wenn er will, iſt ihm das eine Ehre? „ Mag das wohl eine groſſe Künheit ſeyn,

„ wenn

* Erbarmung.

„ wenn ein Löwe eine Maus erschlägt?
„ Der hat mehr Ehre, der schaden kann,
„ und es doch nicht thut.

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateinischen Anonymus in eben dieser Fabel anstellet, und welche sich vermuthlich auf die Vorstellungen beziehen sollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus & muri cœperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus sit vincere; laus haec
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Diese epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzet ist, und sehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet.

In Riederers Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717. herausgekommen sind, wird

die Fabel von der Maus und dem Löwen
also erzählet.

Ein Löw, müd von der Hitz und laufen,
Legt sich im Schatten in das Grün,
Indem er schläft, so kommt ein Hauffen
Mäuß über seinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.
Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier, und um Pardon,
Sie sprach: Was solch ein grosser König
Der wider sie zürn, hab davon,
Sein Grimm sollt, den er nur mögt sparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.
Der Löw gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respekt und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerriese,
Und sich sie etwan schmecken ließ,
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf loß und ledig.
In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt:
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden,
Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Das er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstücke, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaaßes, nur einen Reimer.

Das andre Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse seyn.

Ein fusz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rap kam geflogen
Mit eim kese, den er einer frouwen
Genommen und gerobet da.
Des wart der fusz ummassen fro.
Da Ine der fusz erst ersach,
Mit glatten worten er da sprach,
Got grusz dich, lieber herr myn,
Uwer diener wil ich sin,
Und immer wesen uwer knecht,

Das duncket mich billig und recht.
Ir ſind edel und ſo rich,
Kein ſogel mag uch ſin glich
In allen Kunigrichen.
Ich wene * uch müſe entwichen
Der ſperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und ouch des pfowen ſchin.
Süſſe iſt uwer kelen ſchal,
Uwer ſtyme hört man uberal
In dem walde erclingen,
Wann ir geratten ſingen;
Das hab ich wol genommen war.
Der rap ſprach, du ſageſt war,
Nu ſingent lieber herr myn;
Da ſprach der rap, das ſol ſin.
Er lieſz ſin ſtym uſz und ſang,
Das es durch den walt erclang.
In dem ſange empfile Im do
Der keſe, des wart der fuſz vil fro.
Des lobs mus der rap mit ſchaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein ſchelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen recht artig. „ Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer „ Diener will ich ſeyn, und immer euer „ Knecht bleiben. „ Was fehlt dieſem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetiſch zu loben. „ Ihr ſeyd edel und „ liederreich. Kein Vogel mag euch in al- „ len Königreichen gleich ſeyn. Nach mei-

„ nen

* Wenn, glauben, dafür halten.

„ nen Gedanken muß euch der Sperber
„ und der Falke weichen, die Schönheit
„ des Habichts und des Pfauen. Süß
„ ist eurer Kehlen Schall, eure Stimme
„ hört man überall in dem Walde erklin-
„ gen. „ Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob nicht er fast eben das gesaget haben würde, was la Fontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir si votre ramage
Se rapporte à votre plumage
Vous êtes le Phœnix des hôtes de ces bois.

Die Sitten seiner Zeit liessen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrucken konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahren eben so artig und munter geklungen haben, als des Fontaine seine zu unsern Zeiten klinget. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712. eine Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabel Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben

hat. Er läßt sich folgender Maßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Raab den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fieng so an zu reden:
O Raab! wie hast du doch so schöne Feder-Weden.
Wie herrlich steht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, gieng dir im Rang voran.
Allein da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliert er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reisset ihn mit List so fein begierig hin,
Da wurde erst der Raab der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen,
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Waag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schliessen wollte, in welcher Melander gelebet, sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden; so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft, zum Exempel die Geschichte der Matrone zu Ephesus, wel-

che die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen geiſtvollen Schriften in ihr ſiebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Eſel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geſchmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel ſey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geifz wolt uff ein weide gon,
Da lieſz ſie in dem ſtalle ſton
Ein junge geifz, Ir tochterlin;
Zu ir ſprach ſie, loſz nyeman in,
Du ſolt die ture beſloſſen lon;
Haruſz ſolt du nit gon,
Blip darinn, das iſt dir güt,
So biſt du vor dem wolff behüt.
Da die geifz beſloſſen wart,
Vil ſchier ein wolff kam uff die fart.
Er ging zu dem ſtall drungenlich,*
Und geborte ſich glich
Der alten geifz in valſchheit,
An ſtyme, an wandel, und ſeit **
Der jungen geifz: loſs mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie ſprach, wer biſtu? ſtant davor,
Ich ton nit uff des ſtalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das Ich nit uſz hin komme zu dir.

* betrüglich. ** ſagt.

Ich kenne dich wol, die ſtym iſt falſch,
Dich hilffent weder tutſch, noch weltſch.
Du komeſt nit herin, ſomer Got! *
Ich wil halten das Gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das Ich nyeman ſolt loſſen in;
Du biſt ein wolff, das ſihe ich wol,
Wann du biſt aller ſchalckheit vol.
Ach Herrgot, wie vil der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent mit ſuſſes honiges wort,
Und iſt ſchande, ſchade und mort
In ir hertze alle begraben. etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er ſaget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen teutſche Leute mir danken,
Das ich viel frembder Lehre in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In

* Somer Got, oder ſummer Gott, iſt eine Betheurung, die ſo viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe.

In diesem Buche sind verschiedne, theils äsopische, theils andre Fabeln enthalten; und wer weiß, ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549. zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts verbessert, oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Morhof, von der deutschen Sprache und Poesie, auf der 352. S. nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese seyn, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er selbst saget:

Und wiset, das ich wohl dreissig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein so gar
Geleit, das mir die Teutschen Reimen
* * *
So gar waren unbekannt
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine Sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entschuldigung nicht mehr nöthig haben! Unsere grösten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Mutterspracbe vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre: so verdiente er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlich- und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beyden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beyspiele des beherzten Freydanks, welchen er sehr oft mit grosser Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäfftigen soll. Die Thorheiten der Grossen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freyheit herrscht, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag

ich

ich eben nicht loben. Er hat gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stuffen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeiten ein armer mann.
Das wasser dem rädelein entrann
Und nicht hatte seinen vollen schwang.
Mit jamer es umbgieng und sangk
Als ihm des wassers not gebot:
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff sehr groß
Bey dem ein krefftig wasser floß
Das treib zwey räder fölliglich
Sie schnapten mit eynander gliech;
Hilff oder laß, Hilff oder laß
Die Erde sey trucken, oder naß;
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird so mancher Sack herbracht.

Diese mülen mögent uns wohl bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unsern Herren ruffent die armen an. ꝛc.

In dem sechzehnten Jahrhunderte hat sich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen gesucht, und vierhundert an der Zahl in Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548. in 8tav im Drucke erschienen sind. Morhof gedenket seiner, in der deutschen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freylich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Grossen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersänger geworden; allein so schlecht sie auch in dem sechzehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen kritischen Schriften in dem sieben ten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zu

viel

viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachsen in eine Reihe setzen wollte. Er weis die weitläuftige und oft müssige Art zu erzählen, die man ihm mit Recht vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauren, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf in seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen Charakter besser machen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einsmals ein Pferd gebunden stund
Und het einen schönen Zaum im Mundt
Der war mit gülden Buckeln beschlagen
Auf seinem rücken thet es tragen
Ein blancken Sattel schön gezierd
Ein Roßdecken mit Gold durchschniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit grossem Geschrey,
Da kam ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum
Sah zorniglich und sprach, gib raum
Wer hat dich solche mores gelert
Daß du nicht weichst ein solchen Pferdt?
Geh weg, gib raum, oder wil dich schlagen
Das dich ihr sechs von hinnen tragen

Der Esel erschrack von dem schnurren
Gab raum und durfft auch nit einst murren.
Das Pferd lieff was es leibes mücht
Zu letst sichs on gefehr verrücht
Des wardt sein Herr von stundt gewar
Nam im die schöne Rüstung gar
Verkauffts dem Fuhrman in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das sahe der Esel lieff baldt zu
Sprach, grüßt dich freund, wie sieheſt nu?
Wo ist das Gülden und Seiden zier
Der sehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, so gehts auff Erden
So muß hoffart gestraffet werden.

Von einer Frauen,

die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein eilend Krankheit an,
Daß er sich legen muſt zu Bett
Die Kranckheit in fast engsten thet,
Das er auch mit dem Todte facht,
Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt sich deß so mechtig sehr
Das sie auch kaum kundt reden mehr.
Da sprach ir Vatter, Tochter mein,
Bitt, wölleſt nit so trauwrig sein,
Wird dir jetzt schon der Mann absterben
Ich wolt dir umb ein andern werben,
Ich weiß auch das derselb für allen
Dir baß denn dieser sollt gefallen,

Vnd dich wohl bald also gewehnen,
Das dich nicht darfft nach diesem sehnen,
Darab erzörnt die junge Frauw
Vnd sprach zum Vatter auf mein trauw,
Ir seht ich bin betrübtes Hertzen
Dennoch vermehrt jr mir den schmertzen,
Das jr mir sagt vom andern Man
Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines kranken Mannes lieb
Ich mich gar hertzlich sehr betrüb,
Bald thet derselbig Man verscheiden
Darab der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen sie den Man beklagt
Daneben auch iren Vatter fragt,
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen
Wie ists umb den jungen Gesellen
Von dem jr heut gesaget hat,
Ist er auch hie in dieser Statt?
Ihr seht wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.
Hie mag man sehen wie die Frauwen
Jr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem sie zwanzig Jar gesessen
Köntens in einer stund vergessen
Doch wissens viel davon zu waschen,
Ist gleich alswenn einr kaufft ein Taschen,
Vnd braucht sie lang bis sie wird alt
Vnd jm on all gefahr entfallt.
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So ists auch umb der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher als den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmars, George Rollenhagens Froschmäusler, und den Mücken und Ameisenkrieg, weil sie alle drey nicht so wohl unter die äsopischen Fabeln, als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art sie, der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Uebersetzer des Mückenkriegs ist nicht bekannt. Das Original ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in makaronischen, oder halb lateinischen und halb welschen Versen, aufgesetzet, wie die deutsche Vorrede saget:

Dieser Krieg ist vor vielen Johrn
Anfangs von eim beschriebn worn
Der sich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Darinn er vermischt Welsch mit Latein
Wie dieser Vers bey uns mag seyn:

Hei mihi Strasburgum quod non queo schawere turnum,
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem ersten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwann die Versart dieses Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem sich der Bremen König Scanna-

caballa

caballa in der größten Eil auf seinem Roße, einem Käfer, zu seinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken begeben, der unlängst eine grosse Niederlage erlitten hatte: so beschließt er seine lange Anrede also:

= = Ich schwer bey meiner Kron,
Ja bey deß grossen Jovis Thron,
Daß ich alßbalt ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tausent man
Althier bringen auff diesen Plan,
Der aller besten Bremen mein,
So sie in meinen Lande seyn,
Kriegshelden aller ehren wert,
Einsteils zu fuß, eins teils zu Pferd
Einen so wohl gerüsten Zeug
dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die losen Füchse dieser Welt, den Eselkönig und den Gänsekönig, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind nicht so wohl Fabeln, als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beyschrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun

Seba-

Sebastian Brand, oder wer da will der Verfasser dieses Buchs gewesen seyn: so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz; aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585. zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495. in brabandischer Sprache im Drucke erschienen, und also, älter als der Reinecke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498. in octav. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doctor Luther, wie einige geglaubet, das Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein grosser Freund der Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechzehn Stücke übersetzt, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnigten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571. in Octav heraus-

herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken.

„ Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn vihe trew-
„ lich bewachte, geht zu Abend ein. Den pelfern die Pol-
„ sterhündlein auf der gassen ahn. Er trabt für sich, und
„ sieht sich nicht umb. Wie er fürn Kuttelhoff kompt,
„ fragt ihn ein fleischershund, wie er dis gepelffer leiden
„ könne, und warum er nicht einen beim kamm neme.
„ Nein, saget der Hirtenhund, es zwacket und beißet mich
„ keiner, ich muß meine Zeen zun Wölfen haben.
„ Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwor-
„ tet nicht alles und lies St. Peters und Rolands schwert
„ in der scheiden stecken, der blieb lang ungebissen und
„ vertrüg viel sachen.

Eben dieser Mathesius erzählet in seiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melauchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdienet sie doch gelesen zu werden, da sie von einem so grossen Manne kömmt, gesetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz seine wäre.

Der

Der Welt Dank

Eine grosse Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie jämmerlich. Ein Baur kompt zum Loch, fragt was da sey, sie bitt, er wölle ir heraus helffen. Traun nein, sagt der man, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich sölte wohl ein Schlang in meinem Busem aufziehen. Die Schlang helt an, und verspricht dem Bawren, sie wölle im bey irem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn lifern, so die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und grosse verheissung bethoren auch die weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran wil sie in zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? ist das deiner zusag gemeß? sagt der Bauwr. Ich bin zweyzüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt in gemeiniglich wider daran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben willst, so wöllen wirs auf die nechsten zwey setzen, die uns begegnen, was die in dieser sachen sprechen, das sol uns beyden, wohl und wehe thun. Bald kompt ein altes Pferd, dem legen sie die sache für, der Scheidman spricht: Ich habe meinem Kerner fünffzehen jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnt nicht anders. Des gleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem Junkern jagen und viel Füchs und Hasen fangen helfen, jetz hat er seinem Weidman befohlen, er sol mich an eine Weide hencken, das ist der welt Lohn. dem Bawrn wird bang zu muet, indem trute ein Füchslein daher, dem legt der Bawr sein Sach auch für, und verheist im alle seine Hüner, er soll im von dem bösen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredt die Schlang, sie wölle im die Höle zei-

gen

gen, und was jr gefahr und des Bawrn dienst gewesen sey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit. Inn des wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchsen abred, wider ein grosse wand für. Wie der Bawr erlebigt, fordert der Fuchs, er soll jm anfn abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr komps heim, thut seinem weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Gense sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil sein Worten nachkommen, lest dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet sie mit ihrem Schiermeister, die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie ihm das loch, und blewen auf jn zu, bis sie jn ergreiffen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der welt höchster lohn, für die gröste wolthat, so bestettig ichs heut, armer schalck, dis welt recht mit meinem leben und balg.

Freilich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muß es endtlich alles bezalet werden, darum umb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, umb jres undanckes und untrew willen nichts unterlaßen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von andern darinne unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist George Philipp Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesell-

schaft, der bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat, ausser seinem Frauenzimmer-Gesprächspiele und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650. zu Nürnberg in octav herausgegeben. Diese Lehrgedichte, welche er zu sinnreicher „ Ausbildung der wahren Gottseligkeit, „ wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden verfertiget, bestehen in hundert „ und funfzig geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Gesellschaft geführet hat. Er hieß der Spielende: und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere herfetzen. Die erste heißt die Armuth. Ich

will

will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachmachen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Lufft (die Armut) von den Leichnamen der Erschlagenen in dem Krieg erhaben, etliche Häuser und Stättlein angestecket, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten, und aus dem Beutel geblasen, viel sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Arzney wider diesen gifftigen Lufft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wieder kommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apothecken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manna des Gebeths und von der Eberwurtz unverdrossener Arbeit gemachet worden. So viel ihrer diese Artzney mit vielen fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gifft von den Hertzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen: ARO, hat der Wiederruff geantwortet: ORA. Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr Leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkranckt.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger, und sehr übel befan-

den. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf einen Tag vier sehr abscheulige Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Warheit, welches die ältste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungestaltes Kind mit schehlen Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stoltz, eine Mißgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwantz gleich einer abscheuligen Schlangen, mit Basilißken Flügeln, ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschafft pflogen, also wolten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stoltz, das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist Justus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meissen 1699. gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nützliche Lehrgedichte, 1691. zu Dresden in octav herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fußstapfen des Herrn Harsdörfers zuweilen gefolgt zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeugen

von

von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegorisiren mußte, wenn man witzig seyn wollte: wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel, Mythologia Christiana, 1619. heraus gekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit grössere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und muntrer Vortrag belebet, stiften bey der Jugend und bey tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als grosse Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinnigen Mine seicht, und mit einem systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in vieler Händen ist: will ich ein Paar Proben von seinen Fabeln geben,

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahl in heissen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tieffe geführet, in welcher er auch schon unterzusincken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber hefftig anfiengen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit grosser Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon ertrinckenden bey den Haaren, und brachte ihn also mit grosser Mühe aufs trockene. An statt aber, daß der undanckbare Vogel die Wolthat erkennen, und sich dafür hätte bedancken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warff mit Steinen nach ihm, daß er ihn so geraufft hätte. Also gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undanck und Schelt-Worten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Lastern heben, und mit grosser Mühe heraus reissen.

Spectrum Manſvetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanfftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie ins künftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wusten, daß er für dessen die Wanders-Leute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel um ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar grossen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemachet hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben, und sie mit einem historisch-philologisch-kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bögen versehen können. Zum Exempel, wenn ich die Gränzen der Gelehrsamkeit mit einigen wiederhergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Häudellerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch an statt, daß einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen: so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der sie ihre Gelehr-

samkeit ohne Prahlerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten an dieser Stelle angebracht hätte: allein da Herr la Motte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr, bey uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann; das andre die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, in dem Märzmonate, 1746.

Fabeln und Erzählungen

von

C. F. Gellert.

Erster Theil.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst,
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerinn nicht gnug bewundern konnte.

Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweymal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur;
So bald sie nicht gebeut, so hör ~~ich~~ auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

* * *

O Dichter denkt an Philomelen,
Singt nicht so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren,

Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von beyden doch so schön?,
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so war ich ehrlich hin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;

Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn
an,
Daß er nichts kluges singen kann.

* *
*

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Star kömmt, und kaum ist Star erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Minen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Mine nichts verspricht:
So schließt man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen
müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah:
So hieß es: Petz ist wieder da!

Der

Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein an Statt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

* * *

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann ieder ähnlich ist;
Doch ie geschickter du vor vielen andern bist:
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,

Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand,
Der Männer Schmuck, den Hut erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.
Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrug stehn,
Und schreyt: Nun läßt der Hut erst schön!
Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut, und schmehlte,
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.

O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland.
Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den dreyfach spitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders seyn?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt;
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weisser Hut ließ lächerlich.
Schwarz, Brüder, schwarz!' so schickt es sich.
Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heisse Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreyen:
Was sehn wir? Sind es Zaubereyen;
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser grosse Geist erfand.
Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben, Er-

Erfindung macht die Künstler groß,
Und bey der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen?
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!
Er starb und ließ bey seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und iedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zusammen ziehe,
Es gieng dem Hute fast, wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt,
Den flanken Zaum für eine Würde

Der

Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum, und Reuter schmückt.
Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.
Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.
Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zuruck,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dieß Gebet so eifrig nicht gemeynt
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen,
Wem dieß nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr entseelt zu seyn.

Er sagt ihr tausend Schmeicheleyen;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!
Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beyde kurze Zeit:
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.
Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht,
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymahl ums Gesicht,

Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib?
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan:
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht?
Sie hat, als Chloris, schon oft über nichts gelacht.
Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Minen sich geübt,
Besieht den weissen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schicket sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wiedergeben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,

Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.
O wenn sich nur die Göttinn nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht.

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau.

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los
zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, so bald
es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„ Läßt, Wandrer, dich sein Grabmahl lesen.
„ Er war das Wunder seiner Zeit,
„ Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„ Und, daß man viel mit wenig Worten sagt,
„ Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und
Land beklagt.
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz, vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmahl gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?

Der Küster kam von ungefähr herbey:
Den fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih mirs GOtt! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubet;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O, wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich
beschweren:
So wünscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu
hören.
So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne
steht,
Und seine Künste rühmt; bald vor, bald rückwärts
geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert,
und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und
wieder,
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße
haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht, er auf der Erde.
Betrachten Sie nun ihren Schwanz.

Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

* * *

Ja dieses hat uns noch gefehlt!
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand,
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füssen.

Er gieng, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen,
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht;
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen.
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Blos weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluthen fährt;
Die unsbeherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern Preis zu geben;

Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff,
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert bekehrt,
Das wir das Christenthum und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bey einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen?
Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.

Sie

Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke
fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schö-
nen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; Sein rund und weiß
Gesicht,
Sein Kleid, sein lockigt Haar, die Anmuth sei-
ner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zu-
rücke.
Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder An-
muth ein.
Unwissend in der Kunst durch Zwang verstellt zu
seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer
Triebe;
Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegen-
liebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Minen redt dieß Paar, durch Minen wirds
vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem
Schritte.
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm eine Quell, vom Durst sich zu
befreyn.
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu
seyn.

Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen
Haaren,
Und schien verwundrungsvoll, daß sie so lockigt
waren.
So oft der Morgen kömmt: so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage?
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt
sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn
aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern
prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall!
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Er-
barmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren
Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mund-
art ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne.
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht
die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt

Für süsse Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, daß es noch nicht
geschehen.
Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf
sein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit ra-
schen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen wer-
den.
Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, in-
dem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff
erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu
entdecken.
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit
frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vater-
land
Aus Treue gegen ihn und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im
Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London
wäre.
Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Win-
de fort,

Und fliegt nach Barbados *; doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen
Die fürchterliche See, mit Müh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.
Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt. Nichts! Er verkaufet sie,
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr. Hier, spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko.

D

* Barbados ist eine von den carabischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein grosser Sklavenhandel daselbst getrieben.

* *
*

O Inkle! du Barbar dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil
lesen?
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sey stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen.
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzunahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fieng er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?
„ Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.
Und von der Lerche? rief er wieder.
„ Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.

Und von der Amsel? fuhr er fort.
„ Auch diese lobt man hier und dort.
Ich muß dich doch noch etwas fragen;
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Daß Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weissen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,

Das

Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr
wohl gefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht
der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an zu
schauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt,
dauern:
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr
da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wieder-
kommen.
Der Dichter las, der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut, sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald
verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich
blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu
schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Gü-
te seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.

Und kurz, der weisse Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Ver-
sen scheut:
So kann uns dieß zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!
Ein Beyspiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;
Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;

Er

Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.
Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreyt er, ja ich will dich meiden,
Ich will mich ewig dir entziehn.
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und = = = o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Minen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf?
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So sieht sie doch um Mäßigkeit im Essen.

Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kommt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor.
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor,
Soll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt, und schmählt auf böser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib die keinen Bissen Brod = = =
„ Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„ Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„ Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„ Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„ Der Herr vergißt die seinen nicht.
„ Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
„ Allein man muß zu Gott auch brünstig schreyn und flehen.

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis;
Und weist sie zu Gebet und Fleiß,
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beyzuspringen.
Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weis sich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?

Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun,
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langsamschlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem HErrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate! laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verläumdung sprechen,
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten:
Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein;

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefehr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschliesse dich, mich fortzutragen:
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

* * *

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenen nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für sich allein,
Und nicht für mich, bekümmert seyn.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht;
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte:
Diesen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doktor, ausgestanden,
War vergebens bey dem Vieh.
Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost,
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,

Leckt ihm an dem heißen Munde.
O, erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeynt?
Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ists nicht wahr, ist sterbe schon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle sind.
Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genieſſen.
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.
Liebst du mich, und bist du treu:
O! so hole sie herbey;
Eines wirst du bey den Linden,
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey schwachem Muthe,
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur so glücklich seyn,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich == doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund:
Will ich dir bey meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst ==, = Hier starb der Hund.

* *
*

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja, ia Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdenn das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur.
Drum, Bruder, recht und streite nur;
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gib nicht nach, setz alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf.
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

* *
*

Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rein,
Der sollte, meynt ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.
„ Nicht doch Gevatter, nicht, ihr irrt;
„ Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„ Von denen jeder sagen wird,
„ Daß lange vor der Schwedenzeit ⁘
Gevatter, ihr seyd nicht gescheit!
Versteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und drückt den spitzen Hut die Quere.

„ Ja,

„ Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
„ So meid ich lieber Gut und Land.
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.
Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen,
Der, denkt nur, spricht, der schmale Rein,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn, und helft die Sach entscheiden.

Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, seit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.
Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Rieß Papier wird voll geschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt;
Man eilt die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte;
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.
Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt, doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„ Laßt dem Processe seinen Lauf,
„ Ich schwör euch endlich durchzudringen,
„ Doch " "
Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit
Allein, warum so lange Zeit?
Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
O, ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben!
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,

Nur

Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, sprach er, kenn ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird sie bewegen:
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit:
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

* * *

Dieß ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beyfall flehn:
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich blos auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen:
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weissen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;

Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Breme entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weisen Schaume,
Der heftigt am Gebisse floß.
Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
Es schüttelte: die Bremse wich.
Allein sie suchte sich zu rächen:
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach dem Schimmel in das Maul;
Das Pferd erschrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

* * *

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dieß stürzet oft den größten Mann.
Wer dir als Freund nicht nützen kann,
Kann allemal als Feind dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Das jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehen.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehen,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beyzustehen.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das iemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die Meisten sich vor dieser Reise scheu-
ten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst, und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und ieder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müß-
te.
Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.
Noch andre schafften das Geräthe

Zu ihrer Reise fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig
thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten; aber wenig Meilen,
Und meynten, dem Befehl sey nun genug ge-
schehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl.
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Quaal;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurücke kommen würden:
So wären sie des besten Amtes werth.
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt ge-
than,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

* *
*

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Ist nicht dieß Mährchen ausgedacht!

Schämt

Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dieß sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sey Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heissen kan?

Das Testament.

Philemon, der bey großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß,
Und, andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzustehen,
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als sie.
Ist dieß nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmähn.

Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht
zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.
Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: Ich will, daß einst, nach meinem Ster-
ben,
Mein hinterlaßnes Gut die beyden Nachbarn er-
ben,
Weil sie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dieß Testament.
„ Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„ Mir giebt er nichts, und alles diesen beyden?
Die beyden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu proces-
siren,
Sonst hätten beyde nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Seelgen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten
Licht,
Und alles dieß des Testamentes wegen,
Denn eh er starb, war ers noch nicht.
Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weint entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.

Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füssen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu ver-
borgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hat er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab.
Mit Klagen über Gott, und über Theurung, ab.
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last, und seine Plage.
Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Seegens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefah-
ren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.

Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen,
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.
Er sprach: Zwey Bänder geb ich dir.
Auch soll kein Warten mich verdrüssen.
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden.
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir iemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.
Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer stehn.
Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschliessen.
O thäte nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht, doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.
Sie sieht sich dreymal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hiet steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschliessen;
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.

Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie süsse muß ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bey dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.
O! fieng Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
Dir, sprach sie, hab ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt es steht nicht fein,
Ein Schäfer und stets schläfrig seyn.
Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ists zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherinn.

Ismene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;

Doch

Doch wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und sag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, blos weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiß, sie widersprach.
Einst saß sie mit dem Mann bey Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht:
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anstalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag es ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,

Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So, wie dem welschen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beyden Augen blitzt, sich in den Flügeln streibet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann, ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O laßt sie doch nicht trinken!
Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken. Wie

Wie konnt es anders seyn? Gleich auf den Zorn
zu trinken!
Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus,
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie
stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls: kein Leben ist
zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hälts ihr vors
Gesicht.
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht;
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann, er kömmt, und schreyt: Du
stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach meine liebe
Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war
nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben,
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch
nicht geben?
So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Ge-
ruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Beltens Hend
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmahl wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.
Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich wille dem Viehe leichter machen.
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein grosses Glück geniessen;
Doch wirds dein Unglück seyn, so bald du es wirst wissen.

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich
besiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück
empfangen.
So traut der Mensch, und traut zugleich auch
nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die
Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch
gefraget;
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück
spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzu-
wehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach,
Er will sein Schicksal hören.
Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig
führen,
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.
Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgram kam, als Prinz, in Hoff-
nung fort;
Mißt, ohne Land im Geist schon seines Reiches
Größen, Und

Und läßt schon ohne Volk, sein Herr das Schwert
entblößen.
Allein so froh er war; so war ers nicht genug;
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den
Thron bestiegen;
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnü-
gen?
Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.
O Thor, versetzt Apoll, euch Sterblichen zum
Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem
Blicke.
So wisse denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gege-
ben,
Dir mit dem Throne bald das Leben.
Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchsten Würd im Vaterlande,
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bey immer grösserm Glücke,
Der Liebling seiner Königinn. Sie

Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihm das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füssen.
Sagt, Menschen, ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind griff nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.
Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Die

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen;
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehn,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehn,
Und reißt es bald mit Willen ein.

* * *

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge seyn.

Bey Gütern, die wir stets genieſſen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht!
Die Liebe nicht von Herzen gienge?
Das Alter sang in diesem Ton,
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beyspiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe! stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge;
Und gib mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge.

* * *

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dieß unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubst dus doch,
mein Freund?
Clarine kannte keine Freude,
Kein grösser Glück, als ihren Mann;

Sie

Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beyde;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O, sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank, vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kan:
Nimm lieber mich, als meinen Mann.
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt, wer rief? Hier! schreyt sie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit

Den

Den Männern vorzurücken pfleget!
O Weiber, überwindet euch,
Lest dieß Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt, und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör ich alle schreyn.
Recht gut. Es soll bewiesen seyn.

* * *

Ein liebes Weib ward krank, wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! Kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war:
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, spricht die Frau, stell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen lassen.
Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinste

Die

Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilet sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

* * *

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.

Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug daß wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.
O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht,
Nicht so, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halse zehnmal schreye:
So, denkst du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis.
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen:
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.

Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch?
So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und
Kuchen
Fleiß, Kunst, und Ordnung untersuchen.
Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern, und verachten wollen;
Drum, Henne! rath ich dir zu gehn.

* * *

O Spötter, der mit stolzer Mine,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne seyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Der süsse Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf.
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen,
Hat Timon endlich dich besiegt?
Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!

O böser Freund, um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

* * *

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit:
Oft seit ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt?
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bey seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu,
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten;

Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liebt der Hof, mich ehrt die Stadt.
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu grossen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süsser Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es sey auch tausendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verschwinden:
So wär es schlimm, ein Mensch zu seyn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zevs läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt es heute seyn.

Der Wandrer sitzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet,

Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet;
So oft ertönt ein Lästerwort.
Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen.
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.
Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen:
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider:
Der Pfeil fällt matt vor dem danieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.
O Thor! läßt Zevs sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit.
Was helfen dir die süssen Triebe
Bey einer stummen Schüchternheit;
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,

Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuß auf sie.
Ein Jahr; und noch kein größres Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er, beym ersten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich?
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt und seht, und nehmt sie ein.

Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

* * *

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn;
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu
besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht
schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten
Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares
Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Quaal,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,

Und von der Hoffnung Nordlichtschein,
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht
geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getrost Jesmin! versiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief:
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag
verfliessen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen
müssen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig über-
bracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Kna-
ben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das ge-
dacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen
haben.
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Beiefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heissen Flehn,
Und, da sie ihn unlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?
Ich weis noch einen Rath, und dieser Rath
wird glücken.
Durch Verse kann man sehr entzücken,

In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an
Sie:
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du
nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Rei-
me fliessen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt ge-
bahr!
Was konnte man auch anders schliessen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen:
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewe-
sen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Innhalt bald zu
wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht ent-
schliessen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset
ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm
treu zu bleiben:
Allein was stund in diesem Schreiben,

Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, sie
sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers seyn!)
Gieng, sag ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen
wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen
sollte.
Sie werden hurtig eins, und schliessen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doctor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward
seine Frau.

Doch

Doch eh vier Wochen sich verlieren:
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach, spricht er, da der Geist erscheint,
Ach, darf ich, lieber böse Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen!
Ich habe dir gelobt, für Hannchen meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dieß erfüll ich auch genau;
Doch willst du mir mein Hannchen wiedernehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;
Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O, rief er, welch ein traurig Leben!

Wie? Schlafen Sie denn nicht bey ihren Büchern
ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.
Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein ge-
wesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beystand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreyt;
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,

Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert,
saget.

O Glücke, rief Aret, soll eins von beyden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich
befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wütrich iemals glücklich ist.
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äusserlichen Ehre,

Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einst gethan;
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeygebracht:
Er sitzt, und sieht auf beyden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände;
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.

O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schme-
cken?
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hengt, erfüllt sein Herz mit
Schrecken:
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein; der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften
Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beyden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dieß Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden;

Allein es ist unendlich schwer.
Die Narren müßten weise werden,
Und seht, sie werdens nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

* * *

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beyden Thieren,
Joli, verstund die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln:
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen:
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beyde theilten ihre Zeit

In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur, doch wachsam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus:
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

* * *

So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz.

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag;
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag:
Selinde soll sich malen lassen.

Sie

Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt,
Und hätt ich ja was fordern sollen;
So hätt ich Küsse fordern wollen;
So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Mine muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön, bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.
Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„ Hier nehm er sein Gemälde wieder,
„ Er irt, mein Freund, das bin ich nicht.
„ Wer hieß ihn so viel Schmeicheleyen,
„ Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„ Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
„ Kurz, nehm er nur sein Bildniß hin;
„ Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„ Vielleicht wollt er die Venus malen:
„ Von dieser laß er sich bezahlen.

So

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn es seyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!
Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künstler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O fahrt sie nicht gebietrisch an!
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.
Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: sie ist getroffen.
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen?
Et hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt euch treuer malen.

Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen;
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen
seyd:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richteplatze:
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Scha-
Zum Lohne der Bescheidenheit. (tze,

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden.
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden.
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen
sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

* * *

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt ==. Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren seine Worte,)

Ein

Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuren harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müh (wie groß war sein
Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden soll-
te,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen
wollte.
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig ha-
ben,
Die uns als Menschen glücklich macht,

Ward

Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands.
Erwarb Monime sich den Beyfall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick, an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler, an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehn,
Des Golds Beredtsamkeit wird sie nicht widerstehen.
Ein Prinz aus Pontus ists, der grosse Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;

Ein

Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey diesem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz, fieng sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kühn;
Sey tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur, als Gemahl, wirst du Monimens Herz gewinnen.
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen.
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.
O welch ein seltnes Glück, von niedrem Blut entstehn,

Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?
Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen,
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.
So, ruft sie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben?
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,

Es reißt, und weigert sich der so betrübten Pflicht.
O, ruft sie, Schmuck! den ich zu meiner Pein
getragen,
So gar den schlimmsten Dienst willst du mir noch
versagen?
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth
darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben
auf.

Der Unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spannischen Perücke
Vor jedes Titelblat geprägt.
Er blieb vor Widersprechen sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod
entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,

Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.
Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

* * *

Berühmt zu werden ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der Grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;

Er

Er zieht, und jung und alt erschienen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt;
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füsse hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beyden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.
Drey Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien:
So dacht itzt doch kein Mensch mit einer Sylbe an ihn.

* *
*

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu: So nimmts den Pöbel ein.
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der Baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein grosser Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietrischen Geberden
Der Grossen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

In=

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam so gleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bey seinem grossen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;

Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann!
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.
Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Phileten hintergehen;
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein. Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch,
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.
O, spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir iemals Geld geliehn.
Hir ist mein Rechnungsbuch; ich wills zu Rathe
ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.
Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen
still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen
will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden; nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkänntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder fünfzig Gulden.
Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld,
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält:
Verdient ihn seiner Treue wegen.

Sey du mein Freund. Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

* * *

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist?

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft wilst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?
Du siehst bey Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffst doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dieß siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von ieder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,

Die

Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beyspiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Grün-
den fließt,
Und, wenn dirs grausam scheint, gerechtes Schick-
sal ist.

* * *

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bey dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trank an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bey der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und foderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend Tod.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt.
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte:
Denn laßt ein Weib schön, wie Citheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat: so nimmt sie nicht mehr ein.

Hier sitzt der gute Mann, zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Küssen oft zu rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn:
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu ra-
then.
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was andre
thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beyden umzugehn.
Was thut man nicht, um sich von Gram und
Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr
durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein grosses Glücke,
Daß du nicht sehen kannst, dein Mann thut recht
galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.

Ja wenn sie bloß durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut;
Wie konnt es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor grossem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach, spricht sie, lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris, wärst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen ==
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferinn,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?

Du

Du kannst mirs sicher offenbaren:
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.
Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst
sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach, ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunst, und um mein Glück ge-
than,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß ... Dringe nicht in mich, ich halte meine
Schwüre.
So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig
dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen
seyn.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich
küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du zu
wissen,
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris
schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es, dem Damöt vertraut,
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht
laut.
Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt,
entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?
Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden
pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs ge-
stehn.
Er sagte mir = = = Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen.
Daß ich zeitlebens schweigen will.
Damöt wird traurig, schweiget still.
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer!
O zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein:
So fühlt er ſchon die gröſßte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu ſingen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küſſe nimmt und Küſſe giebt:
Du ſtummer Buſch, nur ſollſts erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.

Doch ach! In dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah;
Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren mußte,
Die ihrer Meynung nach nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach, wie wird dirs gehn!
Mich, fängt ſie an, ſo zu betrüben!
Dich, Plaudrer, ſollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die ſchöne Schäferinn,
Und kömmt Damöten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damöt, ich muß es ſelber ſagen,
Daß ich nicht wenig ſtrafbar bin;
Allein, wie kannſt du mich den gröſßten Schwätzer
nennen?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können.

Die

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehn,
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?
Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmahl auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein,
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

* * *

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft
Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der blosse Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts vor dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt.
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gege-
ben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen?
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fliessen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie
wieder,
und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?

Ge-

Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind; doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth,
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint so gleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Mine gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Und läßt die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht in lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muß der zweyte Doctor kommen.
Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.
Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, deß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.
Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist!
Ach ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen.
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,

Daß

Daß sich die Schmerzen stets vergrössern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!
Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt
ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rech-
ter Zeit;
Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds schon
wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!
O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden
kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
Ach Engel, spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich ihnen doch, mein Liebster nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.
Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.

Man

Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?
Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib; doch strebt
ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines grossen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,

Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der alte lachend still.
Ach, sprach der junge Mensch, das will ich ja
nicht wissen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen ===
O, fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine
nehmen.

Die beyden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beyde,
Worauf? gewiß auf einen Mann:
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die Jüngste Schwester Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hat ein rund Gesicht und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Mine.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Bu-
sen hieng,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So war sie doch bey alledem
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart,
Doch frey und reizend in der Mine,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt.
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Straus,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn,
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung stehn.

* * *

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht, sie blendet nur.
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er, bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!
Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.

Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

* *
*

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Joannes Baltzer sc.

Fabeln

und

Erzählungen

von

C. F. Gellert.

Zweyter Theil.

MDCCLXV.

Vorrede.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren herausgegeben, sind so glücklich gewesen den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieses Glück vergnügt mich unendlich; und ich weiß nicht dankbarer dafür zu seyn, als daß ich dieses offenherzig gestehe. Man muß das stolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen; man muß sich aller der Bemühungen bewußt seyn,

durch die man seinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbesserungen, die uns oft mehr Arbeit gekostet, als das Ganze selbst, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genug seyn, mit widerstehenden Händen weggestrichen hat: kurz, man muß selbst ein Autor seyn, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine unschätzbare Belohnung, ja was dem Poeten schon eine zufriedne Mine, mit der sich ein vernünftiges Frauenzimmer bey dieser oder jener Stelle im Lesen glücklich aufhält, für ein Lobspruch und für ein vollständiger Beweis ist, daß er die Natur nicht verfehlet, und bey seiner Munterkeit die Ruhe des Wohlstands und der Ehrbarkeit nicht gestöret hat. Ich fühle es, indem ich dieses schreibe, daß ich mich selber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereun.

So schmeichelhaft indessen dieses Glück ist, so ist es doch um desto gefährlicher, je leichter man sich seiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig sucht. Werde ich das, was ich durch den ersten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben so von diesem neuen Versuche urtheilen, als von dem ersten? oder würde es vortheilhafter für mich seyn, wenn er gar nicht zum Vorscheine gekommen wäre? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth: allein man schliesse auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben; und man wird selten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutsamkeit thun bey den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich ge-

wagt habe, vor allem andern ein gewisses Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieses Glück ist uns oft entweder nur gewisse Jahre, oder nur zu gewissen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: so verläßt uns doch zuweilen der Geist der Lebhaftigkeit, ich weiß nicht warum, wenn wir sie ausführen, und ihnen den unschuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewisse Theile zu verlangen scheinen. Bald verschlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald suchen wir sie gar zu mühsam auf. Bald können wir die natürliche, ungeschmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, so sehr wir auch unser Gedächtniß ausfragen. Mit einem Worte: Man kann sich bey einer Schrift von dieser Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den Schönheiten erreichen, welche den Charakter der Werke des

Ge-

Geſchmacks ausmachen, den Baniere vortrefflich entworfen hat:

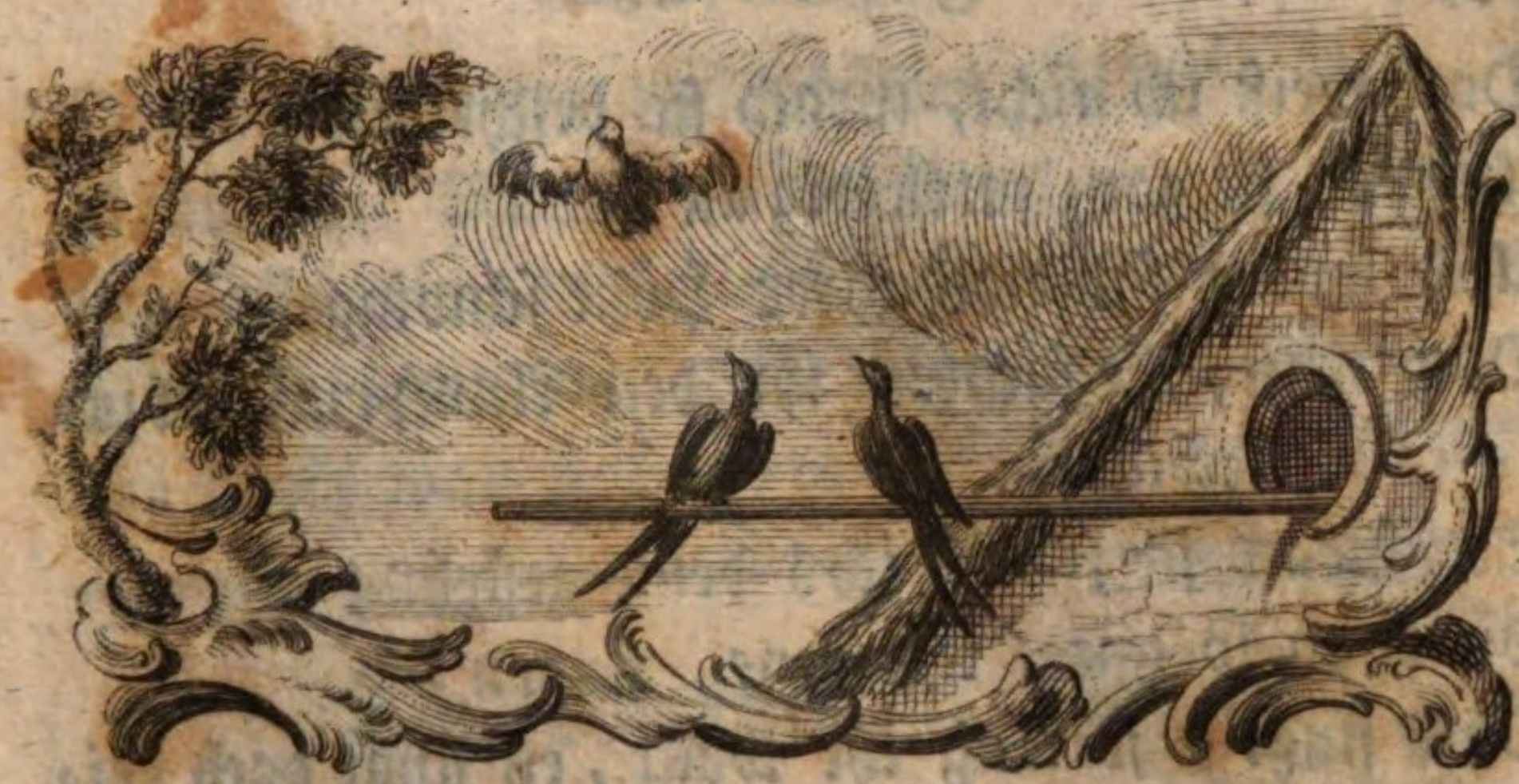
\- - ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque ſemper
Reſumas avida; ſales novosque,
Quo plus triveris, eruens lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laborioſa
Lectorem brevitate nec fatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Ubertate gravet: roſae ſed inſtar,
Quae formoſior explicatiores
Nec frondes aperit, nec involucro
Suas celat opes iniquiori:
Sic nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquant, acri
Quod per ſe velit extudiſſe mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, daß die Fortſetzung ſolcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erſte Ver-

such? Man ist mit dem, was der Autor eignes hat, schon bekannt, darum rührt es uns nicht so, wie das erstemal. Oder man hat sich in der ersten Sammlung für gewisse Stücke erklärt, und weil man für diese vortheilhaft eingenommen ist: so scheinen uns die neuen eben deswegen schlechter zu seyn: weil sie anders, als jene, sind. Doch will ich mein Schicksal erwarten, und mir von meinen Lesern sagen lassen, ob ich meine Absicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieses Amt lieber hätte niederlegen sollen. Leipzig, im Märzmonate 1748.

Fabeln



Fabeln und Erzählungen
von
C. F. Gellert.

Zweyter Theil.

Die beyden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beyde stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es, sprich, wer von uns beyden
Am meisterlichsten singen kann?

Das weiß ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzu-
zwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn;
Die kann so gut, wie jene, singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch kei-
ne schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

* * *

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit
entstehen.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut, wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen! o bleibt in Ruh.
Du demonstrirst wie er, und er so fein, wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu

O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserey,
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn,
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schreyn.
Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesamt um ihrer Männer Leben.

So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.
So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein
Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn sies von mir verlangt, gegeben.
Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht,
Ihr Schönen! Dieses glaub ich nicht.
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug er hats gesagt. Ein alter General,
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie seyn es, oder nicht, kann, meine Schönen,
nennen.

Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch iede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben.
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.
Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte iede Frau den Mann.
O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hieng!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber bliebn
stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich, und durftens doch nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der
Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war
dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Ge-
danke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen wit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
und gib dem Bruder nichts davon. Der

Der Sohn erschrack und stutzte lange.
Ach Vater, hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdenn mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf, mit Milch und schwarzem Brode,
saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fieng verdrießlich an, sich in das Gras zu
strecken,
Dacht ängstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreymal, und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes
Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel
plagen.
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein du Narr mußt in der Scheune stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Micke sehn.
Du bist noch jung, und kannst hübsch lesen und
hübsch schreiben,

Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden.
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre ::.
O wenn ich doch schon Schulze wäre!
Indem Hanns noch so sprach, kam seine Schö-
ne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefehr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen
wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen
hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.
Hanns zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne
nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfter auf ihr Mie-
der,
Fast wie ein junger Heer. Nur mit dem Unter-
scheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon.
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wis-
sen,

Des reichen Schulzen Schwiegersohn.

Kaum hat er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf
entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüssen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?
Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig
wieder,
Und wirft sich auf die Bank, als Schulz im Dor-
fe, nieder.
So wie ein durch den Fleiß vollendeter Stu-
dent,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hanns vor grosser Freude
Nicht, wo er Händ und Füsse ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.
Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch, und that den Gästen oft Be-
scheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle.
Denn welches Amt ist wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit

Warf sich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreyt,
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben,
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe.
Und straf ich nicht: so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und, wenn es niemand thut, sa hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande,
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb als Drescher auf dem Lande.

* * *

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen, wie der Schulze spricht?
Wer weiß, wie viele sonst zu Fusse ruhig waren,

Die

Die itzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner
schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt,
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen,
Was ich gewünscht, hab ich gesehen,
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie.
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.
Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten; aber blos mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam blos ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verheelen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So liessen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.
Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wenn? — Wie kanst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dieß nur Fabeln seyn.

Die beyden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre sich den Tobak angezündet,
Aus Haß den seinen iemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feiden angethan,
Den thaten sie einander an.

Und jeder wollte blos den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht.
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beyd im Singen zänkisch banden;
Aus dem Verwahrt und dem Bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und Wut entstanden.
Die Wächter, hör ich viele schreyen,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn.
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Syllben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wut entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sahden Gaul den Pflug im Acker
ziehn,
und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fieng an die Schenkel schön
zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Sweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen,
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

* * *

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ ernährt,
Nichts bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest bessre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein:
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten. (seyn;
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch
Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht
entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen
Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk oder denke nicht! darauf giebt niemand acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ewgem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür
entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht;
Saß eine finstre Flieg auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen
sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt blos daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein helbes Dutzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.

Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dieß Gebäud entstanden?
Ist ausser ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein,
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne,
Und dieß beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne.
Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Märchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefehr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beyd erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meynung seyn?

* * *

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt

Ein Ungefehr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugehn;
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden;
Und vor mir gieng ein reicher reicher Mann,
Der, seiner Mine nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.
Herr Orgon gieng vor mir. Ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß.
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen:
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues

Mit mehr als Rednerkünsten redte.
Ach, sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich
seyn:
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn.
So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Brandwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht.
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
O Gott! du weißts. Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin.
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück. Ach!

Ach! sprach er mit noch naßem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu grosses Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben,
Ich seh, das ihrs verdient; trinkt etwas Wein
dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern
Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that, im Gehn, schon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.
Die Min auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte
Ein Psalmbuch und ein wenig Brod,
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich redte!
Und der vielleicht ihn itzt bey Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt.
So sprach mein Freund, und bat die Müh auf
mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die stell itzt deinem Geiste dar,
Und fühl es recht, wie schön sie war.
Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.
Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein gröſſer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an:
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weissen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.
Callistens Freundinn sieht ihn zagen,

Und

Und sagts ihr (heimlich sagt sies ihr.)
O, spricht sie: Lassen Sie den Herrn nur ruhig
schlagen,
Und schlüg er zweymal fehl: so werd ich doch nichts
sagen,
Ich weiß, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt sprach noch: Das wollen wir nicht hoffen,
Und schlug, und rief: O unglückseelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen,
Und taumelte, bis er danieder lag.
Sie, noch für den besorgt, (kann man was ed-
lers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz gesetzt.
Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzu-
schneiden,
Weil sonsten keine Rettung war.
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der
Lohn?

Sieh nur den Doctor an, sein Schrecken sagt
dirs schon.
Er sieht den Brand, und spricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drey Tage leben.
O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist.
Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
So sprach sie, sterb ich denn? Wohlan! Er ist
nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblaßen.
Gott hats verhengt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn.
Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beyfall an den Tag;

Er

Er schüttelte den Kopf itzt bey des einen Zügen,
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.
Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn.;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn dus so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen; oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken Ja.

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schliessen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen nahm,
Und der, Troß seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,

Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So sag ich euchs, und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey = = Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der = = ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn.)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig
seyn,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag ge-
logen;
Und fällt, und bricht sogleich das Bein
Der Bub erschrack, so bald er dieß vernom-
men.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr.

Doch

Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer groß, es Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.
Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Hört Vater, fieng er an, der Hund von dem ich redte,
War groß. und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel grösser, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

* * *

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr, als er, und such ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß August zwenn Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
UndMolieren? Nichts! Gar nichts, der eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.
Doch auf die Sache selbst zu kommen.

Ein

Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bey Tag im Louvre ein.
Wie so? War er berauscht? Das kan wohl möglich seyn:
Man hat in Frankreich guten Wein.
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag ich weder Ja noch Nein.
Gnug der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu versüssen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
Blaß, sprach die Königinn, blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blaßen Munde
Mehr schöners oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;

Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind gebohren.
Die stolze Frau! Ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe;
Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich.
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich,
Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden;
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? Sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beyde sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dieß sich Weiber übel nehmen?

Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Täge lang von nichts mit großen Männern
spricht.
So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um; Frau Schwester,
noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie ==? Lucinde == Wie? Sie hätten nichts
gehört?
Nichts, Gott vergib mir meine Sünde,
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte.
Ein Kind mit härigtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß.
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde wills verheelen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.
Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht
fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
Weil jene sie, zu schweigen, bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;

Allein Dorinden ists noch viel zu schön gebohren.
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beyde Hände Krallen.
Eh noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter kreuzten sich,
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.
So bald als dieß der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physikus nach dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein an statt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren grösser waren,
Als sie bey andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mitgefahren.

* * *

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seyst du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt
Und, wenn sies dreymal sagt, vom neuen dreymal lügt.

Ein giftig Weib, was kan die nicht erzählen?
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt.
Ein giftig Weib - - Doch nein, ich mag nicht schmälen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt aus angebohrnem Witze
Der Spötterey unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrey und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„ Ach nichts! Ich hab euch zugesehn.
„ Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„ Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen.

Das,

Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen:
Allein du mußt mit mir spatziren gehn.

* * *

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Grösse schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, indem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben.

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen;
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen,

Warum,

Warum, fieng einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till,
nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der
Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß
ein Herz.

* * *

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen
freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Un-
glück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und
vom Rad
Durch seinen Witz los processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beystand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,

Und

Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht so treu die Sache durchgegan-
gen;
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.
Itzt waren sie nun beyde frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und schwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn bessre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie be-
freyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen
könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartir,
Weil sie so gut bezahlet hatten.

Dieß kam den Herren gut zu statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knäbelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Seegen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme bauen.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stund, und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Gieng ein verschmitzter Freund vorbey.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,

Fragt

Fragt ihn mit freudigem Geschrey,
Obs groß genug für Arme sey.
Warum nicht, sprach der Freund, hier könnten
viel Personen
Recht sehr bequem beysammen seyn;
Doch sollen alle, die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that drey gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundinn liegen.
Dieß Grabmal, sprach sie, will ich scheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrandte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach.

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren
In dem Vergnügen selbst verdarbt!

Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in grosser Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschliessen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschiessen,
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Doch gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergiessen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, denn dafür war er ein reicher Mann,
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschliessen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,

Auf

Auf sechs Procent zehn Tahler vorzuschiessen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte:
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts, fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der Arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„ Ein Schelm, dieß wäre mir nicht lieb.
„ Ich werde gehn und sie verklagen;
„ Amynt dort hats gehört. „ Und eilends gieng
der Mann.
Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt Ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar
seyn,
Und euch, statt zehn gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ewger Vorwurf seyn.
Kurz, wollt Ihr mich nicht, als ein Zeuge, kränken:

So will ich euch die zwanzig Thaler schenken:
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt, in dem einen Falle,
Im Herzen auch die andern mit.
O, sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn:
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.

Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen:
Auf einmal wird man nie der gröste Böswicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal le-
gen.
Verletze nur mit Vorsitz eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt;
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend,
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als eine Tugend,
Und als ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflich-
ten,
Dich in und ausser dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:

So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung, oder Furcht, Ruhm und Natur dir
rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft
O Jugend! faß doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du.
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
Sie wird bey widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
Und in die Welt der selgen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang
freun.
O Mensch! ist dir diß Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?
Nun mehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

* * *

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt,
Und hieng an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.
Doch laß die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib, dieß, Fürst, ist ein Verbrechen.
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Für Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreist sprach Zachariae Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als sclavisch um der Fürsten Thron.

So frey indeß Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend
ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lie-
ben,
Und sich, daß ers nicht haßt, noch hassen kann, betrü-
ben.
Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu
seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein,
Doch laß nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht jemals allein.
Und du begiengst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.
Der Fürstinn Tochter tanzt an einem Freudenfe-
ste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, in dem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„ Und bitte, was du willst, für meine Lieb und dich
„ Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich.
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt, was soll ich bitten?

„ Bitt um des Täufers trotzig Haupt.
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz, und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit?
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?
Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt.
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst, und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.
Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr.
In einem Laster alle siegen!

Der Freygeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet;
Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ists möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu seyn, sich erst an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,

Hält seinen Trieb für unerlaubt.
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milz-
sucht raubt;
Sonst würd er nicht so abergläubisch werden.
Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit
Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räzel, die wir aufzuschliessen,
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie an-
ders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuff den Himmel und die Hölle.
Sezt die Vernunft an ihre Stelle,
Was seht ihr da? Den Himmel und die Hölle?
O nein, ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwäze.

Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze.
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.
Dieß war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freygeist sein System erwies;
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen
Spott.
Sein Ende kam; und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen
suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal, du Christlich Thier, gesagt,
Sich wiederlegen und bekehren.
So stark sind eines Freygeists Lehren.

Das Vermächtniß.

Dront, der in der Welt das grosse Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,

Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt
zu wissen;
Dront, der sich dieß Glück, so arm er war, er-
strebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschied-
nen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.
Dront, der sich nunmehr dem Irdischen ent-
ziehn,
Und frey im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Dront, nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren:
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Seegen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein grosses Stück verschimmelt Brod.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.

Ich lieb und ehre den Verstand.
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.
Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüng-
ling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die andern zu regieren.
Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre,
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier both der Jüngling ihm ein grosses Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre
Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wie-
der an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Base zu,
Die alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh,
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage:
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen, es
ist spät!

Der

Der Hahn hat schon zweymal gekräht.
Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen
hätten,
Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen
giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,
Sie wunden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit er-
sahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.
Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider eine leichte Sache.
Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.
Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe stör-
te,

Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär;
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn
Die grössern Uebel zu ertragen.

Epiktet.

Verlangst du ein zufriednes Herz;
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinnen trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;

Denn Epiktet stellt dir ein Beyspiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweymal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt ihn, laß
ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschla-
gen seyn.
Und drauf zerschlug er ihm das Bein;
Doch Epiktet, an statt sich zu beklagen,
Fieng ruhig an, da siehts ers nun!
Hab ichs ihm nicht gesagt, er würde mirs zer-
schlagen?

Dieß, Mensch, kann Zenons Weisheit thun
Besiege die Natur durch diese starken Gründe.
Und willst du stets zufrieden seyn:
So bilde dir erhaben ein,
Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil
empfinde,
Wie kann ich dieser Meynung seyn?
Das weiß ich selber nicht; indessen klingts doch
fein:
Trotz der Natur sich stets gelassen seyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, Trotz seinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.
In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der große Mann,
Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.
Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an;
Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder freyn.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden.
Elmire sahs und schritt zur zweyten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein freyerlich Gelübde,
Indem sie sich zur zweyten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun,
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.
O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen!
Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.

Vier Wochen strichen hin. Nun ward der Grund
gelegt.
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom
Zorn bewegt,
Die Mäurer aus einander gehen.
Wie! sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich seyn, sie sind ja kaum
getraut.
Nun kurz und gut, es ward nicht vorgebaut.
Und ungefehr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebenlang nicht mehr zu freyn;
Und doch war sie nach zwey und fünfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet seyn,)
Bereits das drittemal versprochen.

O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er hat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beyde waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen.
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt es selbst gethan:

Der

Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweymal sich irren kann.
Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare
Ihr durch ein seufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen,
Wie freundlich sieht sie dießmal aus!
„ Ach Meister, fördert doch das Haus!
„ Warum habt ihrs denn angenommen?
„ Ich geb euch ja das Geld voraus.
„ Laßt doch noch mehr Gesellen kommen.
Ey das geht gut. Ich kann mich nicht genug erfreun.
Daß muß ein rechter Ehmann seyn!
Die Mäurer förbern, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn.
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen,
Vielleicht sah sie die Mäurer müßig stehn;
Denn leider pflegts so herzugehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn,
Das sollte mich doch selbst verdrüssen.
Itzt öffent sie den Mund. Nun wird sichs zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schreyn,
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Worfür verbaut ich denn mein Geld?

Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.
Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort;
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,

Die

Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?
Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweytemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und gieng gesetzt an seiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beyde Hände.
Ach, rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah.

Der Tarterfürst.

Ein Tarterfürst, von dem man in Geschichten preist,
Das er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Cham fieng an, sich zu entrüsten,

Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur,
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn;
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fiengen an, dem Cham den Tod zu schwören.

Einst als der Tarterfürst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug es selbst, und säug es mir zur Lust,
Deswegen hab ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.

Der gute Tarterfürst erschrack,
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den Europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst
empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stuck Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach einger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte.
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Casse;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als iemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulten und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück
geniessen,

Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die sich, hart gedroht, als Liebende, geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neidscher Freunde List
Und strenger Aeltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können;
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
Ist, Menschen, dies kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden seyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich spricht,
Der gute Mensch versteht es nicht.
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesenes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? Doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein.
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause sein.
Ein unverhofftes Glück begegnet unsern Beyden.

Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattinn scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.
Von heissen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammlend nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.
Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.
Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wieder sah und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht werth den Innhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren.
Und für die andern schreib ich nicht.
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte.
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte.

Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte,
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft that.
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat,
Fieng ihre Freundinn an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen? Wie? wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn,
Und kommt es an den Strand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter seyn;
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fieng jene wieder an;
Doch wie erschracken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
Wer weiß, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beyde,
Ihn zu empfangen, fertig stehn?

Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten.
Got geb es nicht, daß sie den Anblick sehn.
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen?
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß sagte sie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf,
Die Freundinn sah ihn an, und schrie mit Ungestüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihn.
Auf dieß Geschrey kam Doris wider,
Der lieben Freundinn beyzustehn.
Ach, Doris! ach was wirst du sehn?
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,

Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

* * *

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Seegen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert.
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O wär er schon erstiegn!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O, dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muß;
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.
Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt.
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gib dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.
Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach es war noch weit.
Er ruht und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;

Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh dich um
dein Glück.
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat.
Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn, und schien sich stets
zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andernmale.
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die
Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und sehn darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück.
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh um ein unendlich Glück.

Erast.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen
Erben,
Als einen Vetter, hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beschloß bey seinem Sterben,
An seines Vetters Statt Erasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, ders würdig war, zum
Erben
Von zwanzig tausend Thalern ein.
Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieß Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen,
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch dießmal nicht.
Erast gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen.
Zwey tausend Thaler sollen mein.

Und

Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn.
Verdien ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den
Augen sahn,
Gieng, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt
gethan!)
Vor grossem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte.
Wer, sprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Un-
bedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müssig bleiben wollte;
Denn müssig gehn, wenn mans nicht recht ver-
steht,

Ist schwerer, als man denken sollte;
Cotill gieng also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O, schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füssen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus.
Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verdrüssen.
Kurz, es gefiel ihm so, er girng vors Thor hinaus.

Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, ihm Gehn sein Rad zu schlagen.
Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen.
Er sagt es kaum als ers schon that.
Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um ein so Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kommt schon der Dritte,
Und thut es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;

Man

Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es sey so toll es will.
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill;
Dein Beyfall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß.
Ein Thor findt allemal noch einen grössern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwert davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch beym König Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.

„ Ach Himmel! ists nicht ewig Schade?
„ Der schöne lange Mensch! Was für ein fein
Gesicht,
„ Und was für Augen hat er nicht!
„ Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
„ Die Straf ist in der That zu groß.
„ Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„ Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.
Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon nider kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk ich dir das
Leben.
Johann erschrack und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, Euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich seh Euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Quaal auf einmal
los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,

Was

Was großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorberkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O, hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen:
So muß er sie noch zweymal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag ers ja den Klugen nicht,
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heissen ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,

Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.
Die Tochter ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schliessen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn,
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.
Indem er dieß noch sprach, trat Fickchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was, fieng sie an zu schreyn,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„ Ließ sie der Vater denn nicht freyn?
Das weiß ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen,
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;

Die

Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter freyn.

Die beyden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator schlief,
Geriethen beyd an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder, sprach der kleine Bube,
Was meynst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust — Was? Lust hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast du da ers auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„ Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sichs wohl in seiner Grube seyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

* * *

Dieß ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Thon als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süsse;
Doch ihnen eckelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzel in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.

Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald hebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„ Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt er nur Bericht,
„ Wir mögen diesen Herrn nicht haben.
„ So sagt doch nur, warum denn nicht?
„ Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„ Wie der verstorbne Herr.

Der Amtmann widerspricht:
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert.

Man

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.
Der Suprintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr oder nicht? denn itzt sind wir noch da.
Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwey, versetzte jener, sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.
Die erste hat nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,

Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt.
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, versteht;
Doch bey Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sies sieht, gefällt,
Besitzt sie, frey vom Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey seinen Büchern
lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt,
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt, warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,

Daß

Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu.
Und hurtig hielt er sich die Augen beyde zu.
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du
siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich
sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen?
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen,
So viel ihr uns davon erzählt: (fehlt.
So wett ich doch, daß euch die rechte List noch
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.
In Londen saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem einen ein Gebot(*).

Doch

* Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen
sollte,
Eh er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.
Herr, schrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich
haben.
Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
Ich will es billig mit Euch machen,
Drey Gulden. Bin ich todt: so schneidet, wie ihr
wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen:
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vor dem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weissen Tracht,
Vor einer Frau im Bette setzen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein grosser Schatz;

Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf
den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht:
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden seyn.
Die Frau fand, zur gesetzten Stunde,
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheid ein.
Nun die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund.
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meynt:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube ge-
ben.
Der Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den
Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich
kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost. Ha, ha, nun klingt
es hohl!
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein grosser Topf von lauter Golde voll!

O wenn sie doch dasmal nicht redte;
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach, rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn . . Weg war der Schatz.

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn.
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen,
Und stets nach den Verehren sehn?
Dieß wäre ja nicht auszustehn.
Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar,
Und besserte, wo nicht das mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte.
„ Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
„ Ich geb es zu, Ihr seyd sehr schön;
„ Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
, Verräth ein gar zu eitles Wesen.
Herr Autor, sprach sie, der ihr seyd,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
Und gern im Spiegel sehn, ist beydes Eitelkeit.

Alceste.

Alceste, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht nah,
Daß viele Kluge darben müssen,
Blos weil sie mehr, als andre, wissen,
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Pralerey und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?
O Freund, bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich,

Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehr-
te,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte;
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein Ach;
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Fle-
hen;
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beyzu-
stehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künf-
tig gehen?
Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich
mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn.
Den er zween Tage nicht gesehn,
Er, sprach er, ist es werth, und fieng schon an
zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine
Schmerze
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.
In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Teitt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hin-
auf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten,
Alcest erschrickt. „ Gott! was soll das bedeuten?
Er tritt herein: und sieht, man bahrt den Damon
auf.
Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück,
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Kummer auf der Welt.

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann,
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß: so fiel mir jählings ein,
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, so bald er dieß gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heilgem Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen.
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreymal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sacristey
Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.
Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Minen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Mann lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.
Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn.
Sie sahn mich an, und machten eine Mine,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn.
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.
Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weisse Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen,
wagen.
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,

Ein liebes Mädchen an, und sehn, sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude.
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt:
So fühlt ich schon die seelgen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an die die Welt kaum
dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrüssen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort, Willkommen, herzlich gähnte,
Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten:
Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,

Mit

Mit einer demuthsvollen Mine.
„ Und wer seyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm
verdiene.
Ich habe nichts, als mich studirt,
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deß Tiefe sucht ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.
Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort, und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,

Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Eh-
ren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, er wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.
Drauf kam Damöt und seine Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied. Sie giengen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
In einer sanften Melodey.
Sie fühlen die Gewalt der Lieder.
Damöt steht still und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigall, du, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Der Menschenfreund.

Wie selig lebt ein Mann, der seine Pflichten kennt,
Und, seine Pflicht zu thun, aus Menschenliebe brennt,

Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienst der Welt
verbindet,
Beruf, und Eid und Amt schon in sich selber fin-(det,
Ihm wird des andern Wohl sein eignes Himmel-
reich;
Er fühlet meine Noth, als träf ihn selbst der Streich.
Und das, was ihn beherrscht, ist ein gerecht Bestre-
ben,
So treu, als er sich lebt, der ganzen Welt zu leben.
Daß seine milde Hand dir Glück und Ruhe schafft,
Ist kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft:
Er sieht, du bist es werth, er sieht, er kann dir nü-
tzen,
Und mehr, als du gehofft, wirst du durch ihn best-
tzen.
Nicht macht er dich beglückt, daß du sein Sklave
seyst,
Und aus Erkenntlichkeit ihm dein Gewissen leihst,
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig schen-
kest,
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubst
und denkest.
Auch hilft dir nicht sein Herz nur blos aus Weich-
lichkeit,
Indem es jede Noth aus innrer Wollust scheut;
Viel minder wird er dich mit seiner Gunst beglücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von seiner Huld ver-

Von seinem Arm beschützt, damit man öfters hört:
„ Ich hub ihn aus dem Staub in den beglückten
Orden,
„ Ich sprach: er werde groß, und er ist groß
geworden.
Nein, wenn der Menschenfreund sich um dein Wohl
bemüht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der Erdkreis sieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verschwei-
gen:
Gott und sein eignes Herz sind ihm die liebsten Zeu-
gen.
Kein Stolz noch Eigennutz wirkt seine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfniß heischt, dieß reizet seine Triebe,
Auch ohne Ruhm und Lohn, zu wahrer Menschen-
liebe.
Nie hält er sich zu schwach, dir hilfreich beyzu-
stehn;
Sein Ansehn und sein Freund, sein Stand, sein
Wohlergehn,
Sind Mittel deines Glücks; und kann er nicht
durch Thaten,
So wird er durch Verstand, und durch Erfahrung
rathen.
O, spricht er bey sich selbst, mir gab der All-
macht Hand,
Bey Gütern und Gewalt, auch Willen und Ver-
stand;

Die letzten wend ich an, damit die ersten Gaben,
Indem sie mir genützt, der Welt genützet haben,
Was soll der reiche Schatz? Wie soll er nur al-
lein
Des Moders halber Raub und meine Marter
seyn?
Und soll ich, als ein Thor, mein Herz und mein
Gewissen,
Vergnügen und Verstand zugleich mit ihm ver-
schliessen?
Welch Elend ist mein Glück, wenn ich von Un-
ruh voll
Als meines Schatzes Herr, den Schatz nur hü-
ten soll!
Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
Damit ich reicher noch, als meine Väter, ster-
be?
Ist dieß des Reichthums Frucht, daß ich, dem
Geize treu,
Bey allem Ueberfluß selbst arm und dürftig sey:
So fluch ich auf mein Glück, und nenn es eine
Bürde,
Und hielt ein Freudenfest, wenn sie gestohlen
würde,
Der, der aus seiner Hand, die ihn mit Müh er-
nährt,
Und noch vom Fleisse schwitzt, sein schwarzes
Brod verzährt,

Und sichs zufrieden gönnt, ists gleich das letzte Stücke,
Lebt besser ohne Glück, als ich bey grossem Glücke:
Zwar seh ich, wie Gargil sein reiches Gut gebraucht,
Wenn stets sein Speisesaal von zwanzig Schüsseln raucht,
Nie hebt die Tafel an, so zeigen neue Trachten,
Daß ihm die Väter nicht umsonst ihr Geld vermachten.
Wahr ists, Gargil lebt wohl, komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gast zu spät, wo stets der Mundkoch wacht.
Dich wird der liebste Wirth mit Speisen überladen,
Mit Gläsern auf dich gehn, und dich mit Weine baden.
Trink dich um den Verstand, du trinkst ihm nie zu viel.
Du taumelst, taumle recht, denn dieses wünscht Gargil;
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne streichest,
Und krank durch seine Huld, aus seinem Hause schleichest.
So braucht Gargil sein Gut, und legt der Schwelgerey,

Mit welcher ers verpraßt, der Großmuth Namen bey,
Und meynt, er lebe klug, und lebt, und schwelgt bethöret,
Bis sein Pallast für Schuld der ganzen Stadt gehöret.
O! denkt der Menschenfreund, Suffen mag Häuser baun,
Und sich, beym Leben schon, durch Stein verewigt schaun;
Was nützt die stolze Wand, als daß von seinem Segen
Die Enkel einst, in ihr, der Wollust sanfter pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt theure Gärten an
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen,
Den Künstlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm ertheilen.
Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn;
Es ist bequem genug, mich und den Freund zu fassen;
Der Freund besucht es gern, und wirds nicht gern verlassen.

Den Fremden, und dem Freund sey stets mein
Tisch gedeckt.
Wenn ein gesund Gericht mir und den Gästen
schmeckt;
Was soll der Ueberfluß aus Feldern, Wald und
Seen,
Dem Tisch und mir zur Last, vor meinen Augen
stehen?
Macht mich ein kluger Freund, durch Reden voller
Geist,
Bey wenig Speisen satt: so hab ich wohl gespeist,
Und tausche nicht mit dem, der hundert
Schüsseln zählet,
Und doch bey jeder klagt, daß ihm der Hunger feh-
let.
Die Welt hat Recht genug zu meinem Wohler-
gehn.
Was ich nicht selbst bedarf, muß ihr zu Dienste
stehn;
Für alle schuff der HErr die Güter dieser Erden,
Für alle, die da sind, und noch gebohren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz
verdirbt,
Und, der zum Greis versehn, vor Noth als
Jüngling stirbt;
Daß mancher Vater ächzt, weil er bey Fleiß und
Wachen
Nicht so viel Brod erschwitzt, die Kinder satt
zu machen,

Thut dieses die Natur? Giebt sie nicht reichlich
gnug?
Verschwendung, Hoffart, Geiz, List, Eigen-
nutz, Betrug,
Dieß macht den Erdkreis arm. O steinern Herz
des Bösen,
Zum Retten hast du Kraft, und willst doch nicht
erlösen!
So lange siecht Philet von Weh und Angst be-
klemmt.
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt.
Er leidet ohne Schuld, und wäre längst genesen,
Wärst du zum Mitleid nicht zu kalt und kar-
gewesen.
So denkt der Menschenfreund; er denkt nicht
nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus, und freut sich, daß
sein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblöß-
ter mindert,
Und, wenn er längst verwest, noch manches Elend
hindert.
Er hilft der Wissenschaft; weil, wenn er die be-
schützt,
Er auch der Wahrheit hilft, und auch der Tu-
gend nützt,
Und ihrem größten Feind, der Gott und sie ent-
ehret,

Dem Sohn der Finsterniß, dem Aberglauben
wehret.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geist, als Glück,
verliehn,
Ist seiner Achtung werth: er sucht ihn aufzuziehn,
Durch Beyspiel, durch Verstand, durch Groß-
muth, Hülf und Wachen,
Klug, edelmüthig, treu, groß, und beglückt zu
machen.
Was kann er edlers thun, als daß er für die
Welt
Ein nicht von seinem Blut entsproßnes Kind er-
hält?
Er schenkt ihm Zucht und Kunst, der Vater gab
ihm Leben;
Wer hat für diesen Sohn das meiste hergegeben?
Er setzt das ganze Jahr gewisse Gelder aus.
Für wen? Frißt sie vielleicht der Schmeichler und
der Schmaus?
Erkauft er sich damit der Dichter Lorberreiser?
O nein! erröthet nur, er baut den Wittwen
Häuser,
Wird zarter Waisen Gott, und schätzt sich dann
beglückt,
Wenn sie durch seine Huld zum Dienst der Welt
geschickt,
Den Zeiten nützlich sind. O, spricht er, dieser
Saame

Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und
später Name.
So wie der Wuchrer zählt, wenn itzt ein Jahr
verläuft,
Wie hoch sein baares Geld sich durch die Zinsen
häuft:
So zählt der Menschenfreund mit jedes Tages
Ende
Den Wucher seines Guts, das Wohlthun seiner
Hände.
Er lacht des eitlen Staats; für das verschmißne
Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege stehn, und ihm und seinen
Pferden
Am Müßiggange gleich, und gleich an Geilheit
werden;
Für dieß verpraßte Geld weiß unser Menschen-
freund
Den, der mit Jammer wacht, und auf dem La-
ger weint,
Aus Liebe zur Natur, bewegt von seelgen Pflich-
ten,
Großmüthig zu erfreun, und göttlich aufzurich-
ten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts, als ein gehor-
chend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Zepter in die
Hand:

Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groß, wie August, re-
gieren.
Er hält nicht Glück und Volk für sich allein ge-
macht,
Sich hält er für die Welt von Gott hervorge-
bracht;
Ihm will er, als sein Bild, durch wahre Ho-
heit gleichen,
Durch Liebe sucht er dieß, und wirds durch Lieb
erreichen.
Kein Undank schreckt ihn ab, dir noch sein Herz
zu weihn.
Versuch es, sey sein Feind, du wirsts nicht lan-
ge seyn:
Durch Wohlthun wird er bald Haß und Verfol-
gung schwächen,
Und wenn du ihn bedrängst, sich nur durch Groß-
muth rächen.
Wo aber bleibt die Frucht von allem, was
er gab?
O Freund, sprich seiner Huld nicht gleich den
Nutzen ab;
Der Landmann pflegt im Herbst den Acker feist
zu bauen,
Und sein erspartes Korn den Hufen zu vertrauen,
Itzt sieht er keine Frucht, er sieht nach kurzer Zeit
Sein reich gestreutes Korn vergraben und ver-
schneyt,

Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlings-
tagen
Zeigt sich sein Feld bereit, im Sommer reich zu
tragen.
Das Grüne sproßt hervor, die Saat fängt an
zu blühn,
Der Stengel eines Korns, so klein er erstlich
schien,
Wird vielfach schon ein Halm; dann trägt in
vollen Aehren
Ein einzig Korn oft Brod, dich Tage zu ernäh-
ren.
So zeigt der Wohlthat Frucht sich nicht im Au-
genblick;
Itzt leget sie den Grund zu eines Waisen Glück.
Dieß scheint nicht viel gethan; was hilft das
Glück des einen,
Wenn tausend gegen ihn ihr Unglück noch bewei-
nen?
Doch warte kurze Zeit, der Waise wird ein Mann,
Der durch Verstand und Kunst und Güter die-
nen kann.
Er hilft, er dient, er nützt, sorgt, wachet und
verbessert,
Und mehrt des andern Wohl, so wie man seins
vergrößert.
So keimt aus einem Glück oft ganzer Häuser
Heil,

Und ganzer Häuser Wohl wird ganzer Länder
Theil:
So nützt des ersten Hand, die dem das Glück
gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes
Leben.
O wollte doch der Mensch des Menschen Schutz-
gott seyn:
So wär das meiste Weh noch unbekannte Pein!
Belebte jedes Herz der Geist der Menschenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder schuff uns Gott, als Bürger einer
Welt,
In der des einen Hand die Hand des andern hält.
Wir trennen dieses Band, und bleiben fühllos
stehen,
Und bauen unser Glück auf andrer Untergehen.
Ein treu und redlich Herz wohnt bey Vernunft
in dir;
Allein du denkst, du sprichst, du glaubst nicht
so, wie wir:
So siehst du deine Qual in blinder Eifrer Hän-
den,
Die redend heilig sind, und Gott durch Thaten
schänden.
Aus Eifer für den Gott, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und stößt aus
Heiligkeit

Dich schäumend von sich aus, und suchet durch
Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich christlich zu
bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner
Pflicht,
Rechtgläubig vor dem Herrn, ein heilig Blutge-
richt,
Zum Bau des Christenthums, und Ketzern zum
Verderben,
Die oft weit seliger, als ihre Henker, sterben?
So lieblos macht der Mensch den Menschen
unglücksvoll,
Statt, daß er ihn als Freund mit Sanftmuth
tragen soll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit
der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht und Menschen-
liebe galten!

Register.

Fabeln und Erzählungen. Erster Theil. S.
Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln.
Die Nachtigall und die Lerche. 273
Der Zeisig. 275
Der Tanzbär. 276
Die Geschichte von dem Hute. 278
Der Greis. ibid.
Das Füllen. 281
Chloris. 283
Der Kranke. 286
Der Fuchs und die Elster. 288
Das Land der Hinkenden 290
Inkle und Yariko 291
Der Kukuk 297
Das Gespenst 298
Der Selbstmord 300
Die Betschwester 301
Der Blinde und der Lahme 305
Der Hund 306
Der Proceß 309
Der Betler 312
Das Pferd und die Bremse 313
Die Reise 315
Das Testament 317
Damötas und Phyllis 320
Die Widersprecherinn 322
Das Heupferd, oder der Grashüpfer 326
Semnon und das Orakel ibid.
Das Kartenhaus 329
Die zärtliche Frau 331
Der zärtliche Mann 332
Die Spinne 334
Die Biene und die Henne 336
Der süsse Traum 338
Der Reisende 340

Der

Der erhörte Liebhaber 341
Der glücklich gewordene Ehemann 346
Der gütige Besuch 347
Der Arme und Reiche 348
Damokles 349
Die beyden Hunde 351
Selinde 353
Der Schatz 356
Monime 358
Der Unsterbliche Autor 361
Der Grüne Esel 362
Der Baronisirte Bürger 364
Der arme Schiffer 366
Das Schicksal 368
Lisette 370
Die Verschwiegenheit 372
Die junge Ente 376
Die kranke Frau 377
Der gute Rath 382
Die beyden Mädchen 383
Der Maler 385

Zweyter Theil.

Die beyden Schwalben 395
Das Unglück der Weiber 397
Der sterbende Vater 400
Der junge Drescher 401
Die glückliche Ehe 405
Die beyden Wächter 406
Das Kutschepferd 408
Die Fliege 409
Der arme Greis 411
Calliste 414
Der Affe 416
Der Bauer und sein Sohn 417
Der glückliche Dichter 420
Die Mißgeburt 428
Die Ente 425

Till 426
Cleant 427
Der Wuchrer 429
Der Tod der Fliege uud der Mücke 430
Amynt 431
Herodes und Herodias 433
Der Freygeist 439
Das Vermächtniß 441
Die Gutthat 442
Der Candidat 443
Die schlaueu Mädchen 444
Epiktet 446
Elpin 448
Das Hospital 449
Der Betrübte Wittwer 452
Der Tarterfürst 453
Der junge Prinz 455
Das neue Ehepaar ibid.
Der Jüngling 461
Erast 464
Das Pferd und der Esel 495
Cotill ibid.
Der beherzte Entschluß 467
Der junge Gelehrte 468
Das junge Mädchen 469
Die beyden Knaben 471
Die Bauern und der Amtmann 472
Der Freyer 474
Emil 476
Der Knabe ibid.
Der Lügner 477
Die Frau und der Geist 478
Philinde 480
Alcest 481
Der wunderbare Traum 484
Der Polyhistor 486
Die Nachtigall und der Kukuk 487
Der Menschenfreund 488

Sammlung
der
sämtlichen Schriften,
von Hrn.
C. F. Gellert.

Zweyter Theil
enthaltend

Lehrgedichte.

Sammlung vermischter Schriften.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott, 1715-1769

Sammlung der sämmtlichen Schriften

Bd.: 1

Wien 1765

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 121-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341674-2
VD18 80468233-001